[illegible] Kötzler

Roman von

Johann Georg Seeger

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Kilian Kötzler

Kilian Kötzler

Roman

von

Johann Georg Seeger

5tes bis 12tes Tausend

1920

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Druck: Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig

An Gustavine

In deines Lebens Sonnenhöhe warf
Ein tückisch Leiden dich aufs Schmerzenslager,
Von dem du nimmer dich erheben solltest . . .

Bei Tag und Nacht zu deinen Füßen stand
Ein Gast, in graue Schleier dicht verhüllt,
Und sah dich an mit großen, starren Augen.
Die Hoffnung, wähntest du, sei die Gestalt,
Die deinem Körper neue Kraft verheißen,
Zu neuem Schaffen dich ermuntern wolle.
Nur Leben schautest du in goldner Ferne,
Ein unbegrenztes Feld für neues Tun . . .

Auch ich sah die Gestalt, die dicht verhüllte;
Doch sah ich ihre grause Knochenhand
Und sah, wie ihre Augen grausam sich,
Erbarmungslos an deinem Siechtum freuten.

Die Angst um dich im Herzen, mußt' ich lächeln
Vor dir, in deinem Wahn dich noch bestärken.

Denn durft' ich roh dich an das Sterben mahnen?
Wer so wie du den Deinen nur gelebt,
Kann ohne Reue „vor den Herrgott treten"
Und braucht nicht seine Seele erst zu schmücken ...

Und dennoch! Liebe fordert Offenheit.
Und meine Pflicht war's, dir den Weg zu weisen
Aus Wahngefilden zu der Wahrheit Acker.

O hartes Sinnen, Wollen und Verstummen!
Konnt' ich es wagen, da in deinen Blick
Der Glaube an Genesung eingegraben,
Konnt' ich es wagen, ihn dir zu vernichten?
Und dennoch! Liebe fordert Offenheit
Gerade in der schlimmsten Lebensstunde ...

Die Liebe zwang mich an den Arbeitstisch,
Und war mein Herz aufs tiefste auch erschüttert,
Es wuchs aus ihm doch eine Dichtung auf,
Die ich für dich, mein tapfres Weib, nun schrieb,
Daß sie in deine Seele sich ergieße
Und sanft die hoffende hinüberlenke
Zu jenen Grenzen, die das Reich des Wissens
Vom Reich des Sehnens und des Glaubens scheiden!

Ein heitres Spiel im heitern Heimatland
Sollt' sich vor deinen Augen nun vollziehen,

Daß du vergessen möchtest deine Schmerzen
Für ein paar Stunden; doch in diesem Spiel
Ertönten auch Gedanken, ernst und schwer,
Die in die Ewigkeit hinaus uns tragen.
Und wie vor manchem Jahr ein Frühlingstag
Zu tiefem Ernste deine Seele stimmte,
So hoffte ich, du würdest wohl erkennen,
Daß hinter allem Sonnenschein die Nacht,
Und hinter Hoffnung hart wie Erz Gewißheit ...

Wie schmerzbeglückt war täglich ich, wenn du,
Was ich dir brachte, lasest, wenn dein Mund
Mir dankte für die Blätter, die voll Trauer,
Mit kaum verhaltnem Schluchzen ich geschrieben...

Und trat ich dann nach einer Weile wieder
Zu dir, so lag in deinen dunklen Augen
Ein seltsam Glänzen. War dein Geist gewandert
Auf jenen Bahnen, die ich ihm wollt' weisen?
Du schwiegst davon; du sahst ja in mein Herz
Und mochtest langsam, langsam es erkennen,
Daß heilger Ernst der Grundton meines Werkes,
Daß es kein tändelnd Spiel für müßge Weile.

Du fühltest, daß die Liebe mir das Schwerste,
Das Allerschwerste aufgezwungen hatte,

Und schwiegest still in deiner großen Liebe
Und kämpftest still für dich den bittern Kampf ...

Und einmal sagtest du, die sonst bescheiden,
Voll Leidenschaft im Ton, mit einem Blick,
Der mir verriet, daß du mich ganz verstanden:
„Das Buch ist mein! Mir mußt das Buch du
widmen."

Ich nickte stumm und floh zu meinem Tisch,
Und aus den Augen strömten mir die Tränen
Hinab aufs Buch, das ich für dich geschrieben ...

Kilian Kötzler

Heut, als am Tag des heiligen Krispin, hab ich, Kilian Kötzler, Bauer aufm „Rabenhof“ in der Einöd, meine Großmutter Margret Kötzler drunten in Waldtüren zu Grab gebracht. Zählte siebenundachtzig Jahre und war alleweil ein rüstig Weiberleut, trotzdem was ihr mit sechzehn Jahren Anno 1796 widerfahren ist, damals wie die Franzosen bei uns herinnen gewesen sind.

Ist's nun still im Haus; Knecht und Magd sind noch drunten im Dorf. Und hab ich vorhin ein bißchen gekramt im Nachlaß der alten Ahndel und das Häufel Papier da gefunden. Weiß net, wie sie dazu gekommen, dieweilen sie immer gesagt, sie könnt' net schreiben. Hab mich höllisch gefreut über das Häufel; denn ich hab schon oft vermeint, wenn einer Papier und Feder und Tinte hätte, könnt er sich besser mit denen die Zeit vertreiben, als mit guten Freunden im „Schwarzen Adler“

oder im „Weißen Lamm". Und sonderlich jetzt, wo der Winter uns die Schneemützen über die Ohrlöffel stülpen will, muß sich's gut leben lassen mit den dreien. Sie halten wenigstens das Maul und stören einen net, wenn man denken will.

Ja, was soll ich schreiben? Sagen Papier, Feder und Tinte: „Fang an, Kötzler! Mal einen Gedanken ab. Wir ziehen ihn schon weiter."

Mal ich also:

Ich . . .

Da steht's: Ich . . . Ist noch naß die breite, dicke Schrift, daß sich mein wilder schwarzer Bart, die Hakennase und das kleine Stubenfenster hinter mir mit dem roten Geranistock darin spiegeln. Und läuft eine Mücke darüber und zerrt ein feines schwarzes Strichlein hinter sich drein . . .

Ich . . .

Ist das Ich net gerade so voller Geheimnisse und verborgener Schlösser wie der liebe Gott? Kenn' ich mein Ich? Weiß ich, wo's anfangt, wo's aufhört? Was für Tugenden, Untugenden, Kräfte und Schwächen es hat? Und wo salweni der Nabel ist, der mein Ich und den Herrgott, meinen Schöpfer, gleichsam verbindet?

O ich armer Mensch, da geht mir's wie dem

betrunkenen Besenbinder, dem Schüpferlings-Michele, der net gemerkt hat, daß er drüben ins Hexenmoor geraten ist, und gottsjämmerlich geschrien hat: „Helft, gute Leut, und sucht meine Beine. Ich muß sie unterwegs verloren haben.“

Vor lauter Bemühen, in die Geheimnisse Gottes mich hineinzubeten, wie's ein guter Christ tun soll, hab ich das Wissen von meinem Ich verloren, wenn ich's überhaupt einmal hatte ...

Ich ...

Nun ist die Tinte trocken und stumpf ...

Ja, wie ich ein Kind war, so Anno 1836 herum, da hab ich viel von meinem Ich gewußt. Da haben sich Erde und Himmel, die Berge und Wälder, Schmetterlinge und Vögel in ihm gespiegelt. Da hing alles mit ihm zusammen. Aber jetzt ist's eingetrocknet, das Ich, und stumpf, und alles ist ihm fremd geworden ...

So ist's: Wie das Ich einsam auf dem Papier, so steht mein Ich einsam in der Welt.

Und doch! Ich, ich, ich ... Wer außer mir kann genau so von sich sagen?

Aber trotz alledem ... mein Ich kenn ich net. Und ich denke so: Mein Ich ist wie ein Faß, in

dem der winzige Kilian Kötzler steckt und drum net sein Ich kennen kann. Denn in dem Faß ist's stockfinster, und von außen kann er's net anschauen.

Aber dann ... dann könnte das Ich auch net das Letzte und Eigenste sein, sondern wäre nur ein unsichtbar Gewand, in dem der Kilian Kötzler haust, und Kilian Kötzler wäre alsdann der Name für das bißchen göttlichen Odem, der mir vor über vierzig Jahren eingehaucht worden ... Und dann ... heilige Mutter Gottes, bewahre mich vor Sünden! ... dann wäre ich ein Stückchen von Gott, und mein Ich und mein Körper, die wären nur die Behälter für dies Stückchen ...

Überm Wald vorm Rabenhof ist der Himmel gleich einer Feuersbrunst. Die roten, gelben, blauen Wolken fliegen wie brennende Garben. Und die Berge sind ganz überschüttet vom Widerschein. In die Stube fällt er auch und sucht am grünen Kachelofen die Ahndel ... Geht's ihm wie mir? Hat auch die Alte seit Jahren kein Wort mehr geredt und als vor sich hingewerkt, ich vermisse sie doch und lausch bisweilen nach der Küchen, ob ich sie net rumoren höre ...

Aber Herrgott, wenn's so ist, wie ich meine,

dann ist doch das bißchen vom Odem Gottes, das in ihr steckte, heimgegangen zu Gott ... Wird's dort bleiben? Nein. Denn es werden ja immer neue Menschen geboren. Also wird das bißchen vom Odem Gottes, das in ihr war, einem neuen Menschen eingehaucht und von neuem zum Leben erwachen ...

O Kilian, was schreibst da! Wenn's der Herr Pfarrer von Waldtüren lesen tät, da gäb's was im Beichtstuhl. Die Seele, also das bißchen von Gottes Odem kommt ins Fegfeuer ... Himmel, das kann doch net sein. Das bißchen vom Odem Gottes kann doch net schlecht werden. Das ist doch von Gott und hat göttliche Stärke.

Also ... so wird's sein: Das Ich wird geläutert. Aber das bißchen vom Odem Gottes, das geht in einen neuen Menschen ein ... Hm ... Bin ich nun klüger? Was bin dann ich? Das geheimnisvolle Ich, das ich net kenne? Oder das bißchen vom Odem Gottes, das, bevor es in mich gekommen ist, schon in Millionen Menschen gewesen ist, und wenn es mich verläßt, in Millionen Menschen gehen wird?

O Papier, Feder, Tinte! ihr seid schlimmere Gesellen als die Kartenbrüder im Wirtshaus!

Euch hat der Teufel erfunden, daß ihr mich um mein Seelenheil betrügen sollt . . .

Und nun wird's finster. Die Küh im Stall muhen, und die Magd und der Knecht sind noch net zurück. Seit der Jörg im Juli drunten bei Kissingen von den Preußen einen Schlag auf den Schädel gekriegt hat, ist der Kerl wie verrückt und die Anna mit ihm. Aber wie sollt ich auskommen da oben in der Einöd ohne die zwei? Es geht ja kein Mensch zu mir herauf . . .

Das Schreiben ist nichts für einen Bauern . . . Laß ich's also in Zukunft sein . . . Vielleicht, daß die Ahndel es auch einmal gekonnt und hernach mit Fleiß verlernt hat . . .

Das ist ein böser Allerseelentag gewesen heute. Regen, Schnee, Wind. Und jetzt nachts um zehn Uhr heult's von den Wäldern her um den Hof, rüttelt an Türen und Fenstern und tobt im Ofen, als wären alle armen Seelen los und schrien ihren Jammer in die Nacht.

Hab oft darüber nachgesonnen, wenn ich so hinterm Pflug hergegangen oder in die Stadt gewandert bin, woher der Wind kommt. Nun

weiß ich's: Nichts geht in der Welt verloren. Also auch Weinen, Seufzen, Klagen, Schreien net. Die fließen zusammen und fahren als Wind und Sturm um die Welt. Und wehen milde Lüfte, wie im Frühling, dann ist's Kindeslachen, das um die Welt läuft. O, ich hör im Sturm die menschliche Bosheit und die menschliche Wut. Und seit fünfzehn Jahren erkenn ich in den Herbststürmen das hämische Lachen vom Waldtürener Schulzen, der die Leute von ihrer Hofstatt vertrieben und sie übers Meer nach Amerika gejagt hat.

Ein rothaariger, kleiner Kerl! Hat all sein Lebtag Mensch und Tier bis aufs Blut gequält und ist doch selig gestorben. Ist fünfundsiebzig Jahre alt geworden, und wie er den Schneiders-Hof sich hat verbriefen lassen und die Urkunde in die Taschen schiebt, meckert er wie e Geiß nach seiner hämischen Art, sagt: „Heut ist's mir sauwohl“, taumelt und fällt streckterlängs zu Boden. Kriegt e feine Leich und e noble Grabred, und der Herr Pfarrer red't, als hätt' der Schulz den Leuten nie die Häls' zugedreht, sondern ihnen nur das Frommsein beibringen wollen, dieweilen Not beten lehrt.

Will heut nix drüber schreiben, daß solchen Lumpenhunden alles gut durchgeht und ihnen der letzte Schnaufer noch schmeckt wie 'nem neugebornen Kind die Mutterbrust, während andern das ganze Leben versauert wird, andern, die brav und ordentlich sind. Will heut nix drüber schreiben; denn sonst wird etwas wacklig in meinem christlichen Glauben.

Warum ich trotzdem heut schreib, das ist, weil's mich wieder mal wurmt und ich so in Wut bin, daß ich einen umbringen könnt ...

Herrgott, was hab ich schon deshalb nunterschlucken müssen! Schon wie ich noch e ganz kleiner Knirps gewesen bin, haben s' mich den „Franzosen-Kilian" geheißen und mich ausgespottet. Und jetzt ... ich bin net der Reichste in der Gemeinde, aber ich komme gleich nachm Müllers-Wilhelm und dem Wirts-Fritzle, und das sind die ersten ... Aber gleichwohl ... den Waldtürenern bin und bleib ich der „Franzosen-Kilian". Denen bin ich ein reingschmeckter Kerl, halb welsch, halb deutsch ... Sie dulden mich, aber sie lassen's mir merken, daß ich net zu ihnen gehör. Und drum wählen sie mich auch net in den Gemeinderat.

Wollen mich wohl auch zu Tod quälen, wie

meinen Vater selig? Dem sie sein Weib abspenstig gemacht haben, daß es in die Fremde gelaufen und nimmer heimgekommen ist, obwohl ich in der Wiegen gelegen bin.

Herrgott, wenn ich einmal Ruhe hab', will ich das alles, was geschehen ist, niederschreiben. Aber das sag ich schon jetzt: Ein Unglück ist doch keine Schande. Und wenn meine Ahndel von einem französischen Soldaten wider ihren Willen in die Hoffnung gekommen ist, Donnerwetter noch einmal, muß dann der Bub, mein Vater, deswegen zu Tod geärgert und verachtet werden? Und muß ich deswegen dasselbe erleben?

Hab mich schon oft weidlich erzürnt über das Franzosenblut in mir, und könnt ich's durch Blutegel aus meinem Körper bringen, tät ich's auf der Stell. Müssen die Kerle mich immer daran erinnern? Sind denn die Waldtürener von lauter keuschen Josephs erzeugt worden? Und trägt net mancher e Jüdennasen wie einer von den Viehhändlern in Großtannen?

Aber heut hab ich an mich halten müssen nach der Meß, daß ich dem Schuster-Heiner net den Schädel eingeschlagen. Sitz ich da im „Schwarzen Adler" und ess' und trink, sagt der Lump auf

einmal mit so einem Schielblick zu mir: „Ist das wahr, daß der Kaiser Napolion an dich gschrieben hat? Du sollst nach Frankreich kommen und das Käsgeschäft von deinem Herrn Großvater selig übernehmen, hab' ich ghört.“ Und da haben die Lümmel gebrüllt und ich bin aufgestanden und zu dem Schuster-Heiner hin und hab ihn angschaut, daß er sich geduckt hat, und hab' gsagt: „Bürschle, du bist mir noch e bißle zu mager auf der Hinterseite. Wennst aber gnug Speck angesetzt hast, leg ich dich mal über meine Wagendeichsel.“ Und bin fort. Drinnen aber haben sie das Lied gesungen:

„Das Mägdlein sprach: Franzose,
Ich bitt dich, halte ein . . .“

Und ist das dasselbe Lied, das der rothaarige Schulze auf meine Ahndel gemacht hat . . . Meine Ahndel ist schwer von der Welt geschieden; aber der Schulze ist selig gestorben.

Wie hat doch mein Vater einmal im Zorn zum damaligen Pfarrer gesagt? „Nä, nä, Herr Pfarrer, da lass' ich mir nix weismachen. Vor den frechen Lumpenkerlen hat selbst unser Herrgott Angst, weil er viel zu gut ist. Drum läßt er ihnen alles

glatt gehen, und wenn sie sterben müssen, dann macht er's rasch und gut mit ihnen."

Seit der Rede sagen sie im Dorf, in meinem Hof spuke der französische Unglaube . . .

Hab net geglaubt, daß ich heut noch emal auf das Papier da schreib. Ist nun zwölf Uhr, und tobt immer noch der Sturm draußen und tobt der Sturm in mir.

Zugreifen hätt' ich sollen vorhin, wie sie im Hemd an der Bodentreppen vor mir gestanden und das Licht aus meiner Laterne auf ihre volle, runde Brust gefallen ist. Da . . . zuerst, als ich das Geräusch gehört und sie gesehen, hab ich mich geärgert, weil ich vermeint, sie habe zum Jörg gewollt. Dann aber, wie's von ihr ausströmte, wie in der heißen Sommernacht vom reifen Roggenfeld, da hätt' ich sie packen mögen. Da ist's über mich gekommen, wie über den Stier, und sie hat mich angeschaut halb vor Angst, halb vor Begehren. Ganz wirbelig ist mir's gewesen. Schon will ich sie fassen, da lacht sie. Lacht so, als hab' sie drauf gelauert. Und da werd ich wild und schrei sie an, sie soll sich schämen. Da

streift sie an mir vorbei, daß ich ihren warmen Körper fühle, und flüstert: „Dein Großvater aus Frankreich wär net so dumm gewesen."

Schlag ich ihr eine ins Gesicht und rufe: „Morgen gehst mir ausm Haus, du liederliches Weibsbild!" Eilt sie in ihre Kammer, riegelt zu und lacht . . . Herrgott, das Lachen! Das hätt mich beinahe gelockt, doch noch . . .

Hab noch nie so ein Lachen gehört, und ist doch eine plumpe Bauernmagd, die nichts als ihre Arbeit versteht. Und lacht . . . So muß die Eva gelacht haben, als sie sich und den Adam erkannt hat. Ich glaub, Lachen ist auch ein Werkzeug der Sinnlichkeit . . .

Da sitz ich nun vor dem Häufel Papier, rauch meine Pfeife und schreibe, und derweilen schreit der Mann in mir nach dem Weib. So ist's . . .

Bin bis jetzt ohne das Weib durchs Leben gegangen, wenn ich auch oft ans Heiraten gedacht. Aber das Fürbild meines Vaters, und der Gedanke, es geht mir einmal wie dem, hat mich abgehalten. Und müßte doch so schön sein, Weib und Kinder zu haben. Aber Kinder von der Anna?

Nä, lieber net. Ein Weib, wie ich's möchte,

müßt mich verstehn, müßt mit mir reden können. Denn das weiß ich: In mir stecken zwei Menschen. Der Bauer und der Grübler. Net umsonst hab ich schon als Bub alles mögliche gelesen. Und da oben auf meiner Höh, zwischen den Wäldern, fliegen einem die Gedanken zu wie im Herbst die Marienfäden. Und mehr weiß ich als der Pfarrer von Waldtüren und der Schullehrer. Die leiern herunter, was sie gelernt haben; aber neue Gedanken sammeln die net.

Von wem ich das habe? Von dem Franzosen? War vielleicht ein ganz tüchtiger Mann und hat sich nur von meiner Großmutter ihrer Schönheit hinreißen lassen. Es ist ja begreiflich. Vorhin ... Herrgott, ist's denn e Sünd, wenn ein Mann ein begehrlich Weib zur Mutter macht? Legt sich net auch die Sonnenglut schwer auf den Roggenacker, um ihn zu reifen? So will's die Natur ...

Aber sie muß doch ausm Haus. Es tät' net gut. Wenn sie wieder lachte ... Ich weiß net, ob ich widerstehen könnt. Und ich darf doch net. Denn heiraten, sie heiraten, nä, das ginge net. Also?

Da lacht er wieder hämisch, der Waldtürener Schulz, der rothaarige Lump! Auf dem Schneiders-Hof ist er selig gestorben, und die Schneiders?

Die wohnen jetzt drüben in Markt-Buch. Ehrliche Leute, die sich abrackern und kaum satt werden. Viele Kinder sind da . . . sauber, nett . . .

Ein Uhr? Donnerwetter! und noch stürmt's in mir . . . Das verfluchte Lachen . . .

Ah, nun versteh ich meinen Vater. Wie der oft mitten in der Nacht aufgestanden und zum Röhrenbrunnen hinausgelaufen, splitternackt, und sich in die Fluten getaucht hat . . . Will's auch tun, um rein zu bleiben in der Welt, wo rothaarige Lumpen selig sterben und dumme Weiber mit ihrem Lachen nach Männern fangen . . . Mag seinen Spaß an uns haben, der alte Herrgott, wenn er uns in unserer Not sieht . . . Was für Spaß hat ihm nur mein Ich in den vielen Millionen Gestalten, die es innegehabt hat, schon bereitet! Und bin doch wohl der geringste und tölpelhafteste seiner Hanswurste . . .

Am Sankt-Hubertus-Abend. Draußen regnet's seit Mittag ohne Aufhören, in immer gleichem Ton, als ob alle Bienen und Hummeln, die mal gelebt, wieder lebendig geworden wären, bloß um den einen verfluchten Ton hervorzubringen.

Und eintönig, wie vor der Allerseelennacht, geht's auf meinem Hof zu. Die Anna ist noch da, werkt in Haus und Stall, guckt blöd drein wie sonst, red't nix und tut, als wär nix gewesen ... Wie kann das nur sein, daß das gleiche Weibsmensch in selber Nacht so ganz anders gewesen ist? Wenn ich sie jetzt als so anschau, halt ich das alles von jener Nacht für einen Traum. So ein blödes Weib kann net so lachen, daß ein Mann drüber schier sein ewiges Seelenheil verwirkt. Das ist damals alles Teufelstrug gewesen. Glaub's aber doch net ...

Ich laß sie halt doch aufm Hof. Denn eine Magd brauch ich, und die Anna kann mir nix mehr antun, seit ich weiß, wie sie im gewöhnlichen Zustand ausschaut. Die reizt mich net mehr. Die net ...

Das einzige große Geschehen, das ich erlebt habe, ist das Wunder am Jörg. Und jetzt versteh ich auch, wie aus dem Saulus ein Paulus hat werden können.

Der Jörg ist vor dem Krieg ein Nordspreußenfresser gewesen, und wenn sie Sonntags im Wirtshaus über Politik dischkuriert haben, hat er das Maul vollgenommen, ob er gleich sunsten selbiges

net weiter aufmacht, als um die Pfeifen neinzuschieben oder „hüst“ und „hott“ zu sagen, und hat geschrien: „Redt's nix von die Lutherischen! Ich, wenn ich einen verwisch, wenn's losgeht, ich schlag ihn tot, den verdammten Ketzer. Aber jetzt seid still mit eure Preißen! Sonst wird mein Bier sauer.“

Und nun sagt er, seit er wieder da ist: „Redt's net schlecht von die Preißen, Leut! Sell sind noble Menschen, daß ihr's nur wißt! Und echte deitsche Brüder.“

Und dabei haben sie ihm im Kissinger Gottesacker mit em Gewehrkolben schier den Schädel eingeschlagen.

Wie der Jörg ein Preußenfreund hat können werden, weiß ich net; aber daß er's geworden ist, das weiß ich. Und daß er's geworden ist und offen bekennt, alle Achtung! Denn bei uns in Waldtüren ist alles noch preußenfeindlicher als vor dem Krieg. Aber an den baumlangen Kerl, den Jörg, wagt sich keiner, auch net der Herr Pfarrer. Der schimpft höchstens so mit versteckten Andeutungen von der Kanzel runter. Und drum möcht ich schon recht gern erfahren, was den Jörg so umgekrempelt hat. Aber er red't nix, und ich frag ihn net.

Im übrigen ist er aber doch e bißle verrückt seit Kissingen, und vielleicht ist das alles, was er von den Preußen sagt, krankhaft.

Ich kenn die Preußen net weiter. Im Juli vor dem Kampf bei Kissingen sind drei Husaren auf meinen Hof gekommen, haben ihre Pferde getränkt, sich sehr gut betragen und sind nach einer halben Stunde wieder fort. Und dann hab ich das Geschieße von Kissingen gehört, und ich bin fast den ganzen Tag auf dem Anger am Birkach gelegen mit dem Ohr am Boden und hab dem Gekrach gelauscht. Das sind meine Kriegserlebnisse, ob ich gleich nur wenig Stunden von Kissingen entfernt wohne, aber halt recht abseits, in einem gottverlassenen Waldwinkel.

Im Waldwinkel. Ganz recht. Und ich bin noch keine fünf Stunden von meinem Kachelofen als Mittelpunkt hinausgekommen. Kenn außer Kissingen keine Stadt, kenn keine Eisenbahn und bin doch kein dummer Bauer. Sondern ich zieh alles, was ich lernen kann, aus nah und fern in mein Nest und weiß mehr von der Welt als mancher Studierter. Das macht, weil ich lernen will, und weil mich meine Ahndel was hat lernen lassen. Ich hab lesen, schreiben und rechnen gelernt bei

dem Waldtürener Schulmeister Emslein, und im Winter ist viele Jahre lang ein alter, spindeldürrer Mann, Hanns Immerwach, bei uns wohnhaft gewesen. Der Herr Vetter, hat die Ahndel ihn geheißen. Ist, glaub ich, ein Schreiber oder Schriftsteller in München gewesen. Der hat mir Erdkunde und Geschichte gelehrt, hat mit mir Schiller und Goethe gelesen und viele Tage lang mit mir philosophiert. Und oft hat er seine Dose in der Hand gehalten und zu schnupfen vergessen, wenn ich was gesagt habe, und dann hat er mit ihr auf meinen Kopf geklopft und gesagt: „Waldwinkelphilosöphle! Waldwinkelphilosöphle! Da hast wieder eine große philosophische Kartoffel rausgehackt!“

Hat ein Gesicht gehabt, der Herr Vetter, wie e dürre Zwetschge, lauter senkrechte Falten und Runzeln, und Augen so glänzend wie e frische Kastanie. Weiß net, woher ihn die Ahndel gekannt und ob er mit ihr verwandt gewesen. Weiß nur, daß mein Vater und er viel dischkuriert haben über alles mögliche und daß sie in jedem Winter die Welt einmal von Grund aus umgebaut haben. Aber ist ihr Bau jedesmal eingefallen wie ein Kartenhaus. Die Ahndel hat wenig mit ihm gered't, aber immer, als wär er ein hochwürdiger

Herr gewesen. Und schließlich weiß ich noch, daß der Herr Vetter eines Tages hinten im Hardt an einer Eiche gehängt ist und den Leuten die Zunge gebleckt hat.

Seine Bücher hat er mir vererbt, und ich hab sie fleißig gelesen. So bin ich klug geworden und kenn mich aus in der Welt, wenn ich auch noch net viel von ihr gesehen hab. Was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Welt durchreist und sie net in sich selbst trägt?

Was hilft mir die ganze Welt? Sie ist doch nur ein großer Acker, der mir Nahrung liefern muß. Wichtiger als die Welt bin ich; denn ich bin selbst eine Welt. Und besteh ich net, besteht auch net die sogenannte Welt. Um mich, net um die Sonne, dreht sie sich. Wo ich steh, just da ist die Welt. Wozu bräucht ich sie also aufzusuchen? Überall habe ich die Erde unter mir, den Himmel über mir, die Luft um mich und bin überall gleichweit von den dreien entfernt. Also ist's gut wohnen auf dem Rabenhof im Waldwinkel, und muß alles, was auf der sogenannten Welt geschieht, mir zum Nutzen und zur Nahrung werden.

Und damit Gott befohlen in dieser Nacht.

Am heiligen Engelbertstag Anno 1866.

Komm grad von Waldtüren heim. Ist Nachmittag und ein Himmel, so einfärbig grau, wie ein langweiliger Mensch, der in einem fort gähnt und keine Zeit zum Denken hat. Bis zur Wegkapellen ist der Müllers-Wilhelm mit mir gegangen, und haben wir wenig gered't mitsammen.

An der Kapellen hat er seine scheinheiligen Augen verdreht, der Mehlsack, und gesagt: „Du, Kilian, recht ist das net von dir, daß du auf die Anna net besser Obacht gegeben hast."

„Wieso?" frag ich.

„Der hochwürdige Herr ist recht ärgerlich. Gestern hat er weidlich auf dich geschimpft . . ."

„Hab nix gehört."

Da braust er auf mit seinem Zwirnfadenstimmle: „E Schand ist's für die ganze Gemeinde . . ."

„Ja, drei Teufel, Müllers-Wilhelm! Was ist denn los?"

„Stell dich doch net so! Mach das Mädle wenigstens ehrlich! Sie hat's ja meinem Weib alles haarklein erzählt. Im Juli ist's gewesen, weißt's nimmer? bei der Kornernte droben am Tännich. Da bist ihr ein bißle zu nah kommen, hat's gsagt, und gleich ist's geschehn gewesen . . ."

„Himmelherrgott, das Lügenmensch!" schrei ich.

„Na, ich hab doch selber gsehn, daß ihr zwei allein das Korn geschnitten habt," sagt er, schaut in die Kapellen, daß er mich net angucken muß, der elende Schuft, und bekreuzt sich vor dem Altarbild. „Die Anna ist e sauberes Weib, und da kann einem schon was Menschliches passieren." Dabei macht er, wie er sich rumdreht, ein Gesicht wie einer, der an einer süßen Weinbeer lutscht.

„Dir vielleicht . . ." ruf ich. „Mir passiert so was net."

„Na, der Herr Pfarrer wird dir's schon sagen." Und damit geht er seines Wegs.

Da bin ich nun den Berg herauf fuchsteufelswild, und wenn die Anna mir begegnet wär, ich weiß net, was ich getan hätt. So ein Lügenluder! denk ich. Glaubt wohl, ich heirat sie und nehm ein fremdes Kind als meines? Der will ich kommen. Fort muß sie! Heut noch!

Und wie ich an die Waldspitz komm, hol ich den Jörg ein, der mit dem Wagen in Markt-Buch gewesen ist. Platz gleich mit der Geschichte raus.

„Du, Jörg," sag ich, „hast du dich mit der Anna eingelassen?"

„Hüjt," brummt er und sieht mich dumm an

„Ob du dich mit der Anna eingelassen hast?"

„Hott!" brummt er, macht ein paar Schritt und sagt dann: „Da war's schon geschehn, Bauer."

„Was?"

„Na, das, wonach du fragst . . ."

„Wer war's dann?"

„Sell sagt sie net. Sie fürcht't die Prügel von ihrem Vater . . . und will nun einen aufgabeln, der . . . Weißt, die Anna, die ist wie e Katz. Tagsüber . . . na ja . . . aber nachts, da wacht 's' auf. Einmal, im Oktober, wie ich den Rausch ghabt hab, da war 's' bei mir. Und an Allerheiligen, da hab ich net mehr gemocht . . . Weißt, wenn ich einmal heirat, dann ist's nur e Preißin . . ."

Das ist die längste Red gewesen, die ich je vom Jörg gehört.

„Was soll ich aber nun tun mit dem Weiberleut?"

„Weiß net. Sie arbeit't tüchtig. Sie kocht net schlecht. Laß da, bis nimmer geht! Was kann das Mädle für das Malhör?"

„Ganz gut. Aber daß sie mich hineinzieht in di; Sach? Daß sie mich schlecht macht in den Mäulern der Leut?"

„O mein, e Bauer ist halt nobler als e Besen-

binder, wenn das Kind en Vater braucht. Denkt halt, das ist e Ehr für dich."

„Für die Ehr dank ich."

Wie wir dann in den Hof kommen, steht die Anna unter der Haustür, guckt trüb in den Himmel, und ich seh, daß der Müllers-Wilhelm recht hat. Sie sieht mich, erschrickt und faltet die Händ über der Schürze.

„Du komm mal!" ruf ich und geh ins Haus.

Und wie sie dann in der Stuben steht, da steht das leibhaftige Elend vor mir, und mich jammert das arme Weib. Herrgott, denk ich, was macht doch die Angst ausm Menschen! Wieviel Lügen und Freveltaten geschehen aus Angst, aus der Absicht heraus, was Dummes zu verbergen, aber net aus em bösen, verderbten Herzen!

Ich will net schreiben, was sie mir gesagt; weiß auch net, ob sie in allem die Wahrheit gesagt. Aber ich will ihr helfen, soweit ich kann. Der Kindsvater ist e armes Knechtlein in Lindelach. Eine Stunde der Verwirrung ist's gewesen, der tierischen Leidenschaft, wodurch das Weib unglücklich wurde, so daß es in seiner Angst schlecht geworden ist. Herrgott, ist's denn eine Sünde, wenn zwei Menschen zueinander getrieben werden? Und ruht denn wirklich kein Segen auf so einem Kind?

Freilich, Zucht und Ordnung muß sein. Und es kennte sich kein Mensch mehr aus, wenn so was erlaubt wäre. Aber ist so e Kind net was Wertvolles? Und darf es schon vor der Geburt unter der Sorge seiner Mutter leiden?

Ich hab der Anna Geld gegeben, und sie geht heut noch fort. Morgen will ich ihren Vater oder besser den Pfarrer aufsuchen. Die Sache muß ins reine gebracht werden. Mit em bißle guten Willen könnt man die Angst von dem armen Weibsmensch wegnehmen.

Wie hat doch der Herr Vetter Immerwach oft gesagt?

„Das Leben ist für manchen Menschen gleich einem zu engen Hut, der überall auf den Kopf drückt. Aber die Vernunft ist die Hand, die von Zeit zu Zeit den Hut zurecht rückt, das er bequemer sitzt."

Manchmal hilft aber auch die Vernunft nix mehr. Sonst hätte der Herr Vetter net durch einen Strick das Leben, wollt sagen, den engen Hut sich zurecht gerückt ...

So! Da sitz ich wieder in meiner Stuben und bin froh, daß ich meine Stuben hab und net dem

Herrn Pfarrer seine, wo ich um elf Uhr von einem Fuß auf dem andern herumgestanden bin, während der Herr Pfarrer sein feistes Hinterviertel in einen weichen Lehnstuhl gebettet gehabt hat und drei hartgesottene Eier und eine Flasche Wein hat vertilgen müssen, um sich zu erholen und den Hunger fürs Mittagessen beizuschaffen.

Meine Stuben. Im ersten Stock, net drunten im Erdgeschoß liegt sie. Hat zwei Fenster gen Mittag und drei gen Westen. Und wo ich hinausguck durch die bleigefaßten Scheiben, seh ich meine Felder und den Wald, ein paar Berge und den Himmel. Nur heut net; denn heut hängt ein solcher Nebel überm Land, daß man auf Mannslänge nix erkennt.

Aber ist schön so ein Nebel, weil man da so recht einsieht, wie man eine Welt für sich und ohne die Welt ringsum auskommen kann.

Meine Stuben. Das Holzgetäfel an den Wänden ist braun und wurmstichig, die Balkendecke dunkel, der Fußboden rissig. Aber andächtig wird's mir ums Herz, wenn ich das Holzwerk seh und denk, wie viel Leben mit Lachen und Weinen, Sorgen und Ängsten, Glück und Elend hier gesessen, geatmet, geschafft hat. Menschen sind da wohnhaft

gewesen, fleißige Menschen, die den Boden draußen bebaut haben, und es ist was zurückgeblieben von ihnen. Ich lass' nie das Holzwerk abkratzen. Denn da hängt was von manchen Leben dran und ging verloren unter dem Eisen, wie der Schmelz vom Schmetterlingsflügel, wenn den eine tollpatschige Hand plump anpackt. Da reden die Ahndel und mein Vater, der Herr Vetter Immerwach aus dem Holzwerk zu mir, und ist mir manchmal, als müßt es doch geschehen, daß noch einmal auch die Stimme meiner Mutter aus dem alten Holz zu mir redete ... Meine Mutter ... Nein, heut net! Heut will ich net von ihr schreiben. Über Gott und Welt kann ich's tun, wann ich will; aber von ihr ... nein, heut net ...

Da an der Wand der alte, breite, grüne Kachelofen. Daneben der Lehnstuhl der Ahndel, ihr Spinnrad, ihre Holzpantoffel. In der Nische das uralte zinnene Wasserfaß mit dem Handbecken, daneben Großmutters Brille und Gebetbuch ...

In der Ecke der schwere Tisch und die schwarzen Eichenstühle; an der Tür die Uhr mit ihrem Schlag, der wie eine Turmglocke durchs Haus hallt. Und e paar Bilder auf dem Holzgetäfel: Der Heiland am Kreuz, die schmerzhafte Muttergottes und ein

ganz vergilbtes, das Kloster Maria Bach. Weiß Gott, wie gerade das Bild da herein gekommen.

Im Winkel zwischen den zwei Fensterwänden steht ein niedriger Schrank mit bunt bemalten Türen. Drin liegt mein Vermögen an Geld und an Büchern. Oben drauf aber steht ein großer, wurmstichiger Stoffel mit dem Christkindle. Den haben sie drüben in Markt-Buch beim Abbruch des Brückenwärterhäuschens auf den Schutt geworfen; bin ich gerade vorbeigekommen und hab ich ihn auf meinen leeren Mistwagen geladen, weil er mich gedauert hat. Mag er nun da aufm Schrank stehn, der Stoffel. Wir fallen einander net zur Last und kann jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen ...

Das ist meine Stuben, und bin ich froh, daß ich net mehr in dem Herrn Pfarrer seiner stehe.

Denn wie ich da nach der Kirche zu ihm komme, hat er sich just hingesetzt und zu essen begonnen. Ich will ihn net stören und guck mich um. Die Wänd' sind mit heiligen Bildern behängt, und wo keine hängen, seh ich den weißen Kalk. Und alles ist so kalt, so ohne Herz, und der Herr Pfarrer scheint mir nur zu Besuch zu sein. Da reden keine verstorbenen Vorfahren von den Wänden.

Kurz, da hab ich schon gewußt, eher nur gesprochen hat, wie ich bei ihm dran bin.

Das erste Ei und das erste Glas sind hinter dem Doppelkinn verschwunden. Er seufzt tief und sieht mich hinter seiner Brillen streng an.

„So, Kötzler, ...“ sagt er, „treibt Euch endlich Euer Gewissen zu Euerm Seelsorger? Es hat lang genug gedauert ... Fast zu lang ...“

Sag ich drauf: „Mein Gewissen treibt mich net, Herr Pfarrer, sondern die Not der Anna.“

Schüttelt er den Kopf unwillig, schneid't das zweite Ei auf, salzt und pfeffert es, schiebt's in den Mund mit einem Keil Butterbrot und sagt mampfend: „Und tut's Euch net leid, Kötzler, daß Ihr die Anna in solche Not gebracht habt? He?“

Sag ich: „Von mir stammt das Kind net ...“

Wird er rot wie e Truthahn und schreit, daß er beinah an dem andern halben Ei, das er nachgeschoben, erstickt wär: „Was? lügen wollt Ihr noch? Ihr verdammter Sünder? Wo's doch die Anna im ganzen Dorf erzählt hat, daß Ihr ...“ Er spült seinen Ärger mit einem Glas Wein hinunter und dreht mir dabei fürchterliche Augen zu.

Sag ich: „Die Magd hat aus Angst vor ihrem Vater gelogen ...“ Lacht er zornig, haut mit

dem Messer das dritte Ei auf und ruft: „In solchen Sachen lügt kein Weib.“

„So?“ sag ich, während er das letzte Ei in seinem geräumigen Munde unterbringt und zornig kaut. „Dann kennen Sie eben die Seelennot eines armen Mädchens net, Herr Pfarrer . . .“

Schlägt er mit der Faust aufn Tisch und brüllt: „Ich verbitt mir solche Frechheiten. Ich bin Euer Pfarrer und hab über Eure Seelen zu wachen . . .“

Sag ich: „Richtig. Aber dann passen S' auf, daß Sie sich net verguckenl Der Kindsvater ist der Mecks-Heiner beim Wirt in Lindelach. Wenn Sie über unsere Seelen wachen müssen, Herr Pfarrer, so müssen Sie auch darüber wachen, daß mir nix Übles nachgered't wird. Das ist Ihre Pflicht. Dafür sind Sie unserm Herrgott auch einmal verantwortlich.“

Trinkt er ein drittes Glas auf einen Zug leer, daß es nur so in seiner kurzen Gurgel gluckst, schneid't sich dann einen Ranft Brot um den ganzen Laib herum herunter, schmiert einen Finger dick Butter drauf und sagt endlich, nachdem er das Brotränftle in einige Stücke zerteilt:

„Daß so was in meiner Gemeinde hat geschehen können, das macht mir schlaflose Nächte . . .“

„Wird wohl eher das bißle gut Essen dran schuld sein", denk ich, sag's aber net.

„Aber das kommt davon," schreit er, „wenn die Hausväter ihren Pfarrer net in der Sittlichkeit unterstützen. Wenn sie net über ihre Dienstboten wachen . . ."

Sag ich: „Auf meinem Hof ist das net geschehen. Sondern an einem Sonntag im Juli ist die Anna von Lindelach heim, der Mecks-Heiner ist mit ihr gegangen. Im Wald hat s' ein Gewitter überrascht, und da sind s' in die Jagdhütten geflüchtet und da ist das Malheur passiert. Der Herr Pfarrer kann doch net verlangen, daß ich meine Magd spazieren begleit und behüte, wie e läufige Hündin . . ."

Knurrt er: „Der christliche Geist fehlt in Eurem Haus . . ."

Sag ich: „Oho, Herr Pfarrer! So was kann in jedem Haus vorkommen."

Schiebt er zwei aufeinandergelegte Butterbrotstücke in den Mund und ruft: „Bei mir net, Kötzler. Da herrscht christliche Zucht."

Lach ich und sag: „Eure Magd ist auch schon über fünfzig. Aber denken S' doch nur an die Magd beim Herrn Dechanten in Markt-Buch! Die

ist ins Kindsbett kommen, und der Herr Dechant hat, weil niemand sonst da gewesen, mitten in der Nacht selber zur Hebamm laufen müssen. Und er ist doch wirklich e frommer, alter Herr."

Gießt er den Rest der Flasche ins Glas und sagt greinerlich: „Kötzler, Kötzler, Ihr seid ein Freigeist. Auf Euerm Hof hat der christliche Glauben net Wurzel schlagen können. Ich weiß, was ich weiß ... Von Eurer Großmutter rührt das her ..."

Werd ich fuchsteufelswild und schrei: „Himmel, Herrgott, Donnerwetter! Das ist e Lüg. Reden S' nur auch so über mich, wie die Waldtürener Bauern! Hat meine Ahndel was dazu gekonnt, daß der Franzos' sie vergewaltigt hat? He? Sie, das war ein tüchtig Weib, das sich ehrlich geplagt hat ihre Lebtag. Aber, wenn Sie mich nun auch so behandeln wollen, wie die Waldtürener, hernach, so können Sie was erleben ..."

Hat er sich in seinem Lehnstuhl ganz klein gemacht und sagt zitternd: „Sie reden mit Ihrem Seelsorger, Kötzler ... Mit dem Gesalbten des Herrn ..."

Sag ich: „Gut. Dann reden S' auch wie ein Gesalbter, aber net wie die Waldtürener. Ich

hab Ihnen noch immer alle Ehre angetan, und die sechs Pfund Honig, die Sie von mir jedes Jahr kriegen, geb ich Ihnen nur, weil Sie der Herr Pfarrer sind. Ein Waldtürener kriegte en Dreck, aber keinen Honig, daß Sie 's nur wissen."

Wird er eitel süß, legt die Händ aufm Bauch zusammen und sagt: „Nun, so reden Sie, lieber Kötzler! Reden Sie! Ach, Sie wissen gar net, wie viel Ihren armen Seelsorger drückt."

„Drei Eier, zwei Ränfte Brot und eine Flasche Wein," denk ich und rede. Und er verspricht, mit Annas Vater zu reden, lobt mich, daß ich sie bei ihrer alten Bas in Markt-Buch untergebracht hab, gibt mir zum Abschied die Hand und redet von den schönen Gänsen, die er neulich bei meinem Hof gesehen. Denk ich: „Sollst eine haben, eine recht alte", und empfehle mich . . .

Und nun sitz ich in meiner Stuben und bin froh, daß es meine, net seine ist.

Ob unser Herrgott just auch so sich benehmen würde, wie der Herr Pfarrer von Waldtüren? Glaub's net, kann's net glauben. Wird wohl so sein, wie in der Welt: Der Diener spielt sich auf und bläst sich auf und brüllt und schreit, als wär er wunder was, und der Herr ist mild, gut und

freundlich. Und warum? Weil der Diener sich was auf sein Unifórmle einbild't, während der Herr schlicht gekleidet ist und ein mitleidig Herz besitzt.

Und um eine solche Welt sollt' ich mich scheren? Fällt mir net ein . . .

Da sieht man's erst ein, was doch so ein Weibsmensch wert ist, und wär's das blödeste, wenn man's net mehr im Haus hat!

Seit vorigem Sonntag bis heute, dem Leopoldstag, bin ich net einen Schritt in meine Stuben gekommen, dieweilen ich und der Jörg uns in die Arbeit der Anna haben teilen müssen. Und heut hat's der Jörg, eh er nach Waldtüren ins Wirtshaus nunter ist, klipp und klar gesagt:

„Kümmt kein Weiberleut ins Haus, lauf ich auf und davon."

„Und ich mit," hab ich gesagt, aber im Ernst, und dem Jörg vierundzwanzig Kreuzer in die Hand gedrückt.

Da sitz ich nun hundemüd in meiner Stuben. Bin zu faul, die Pfeife vor mir zu stopfen. Der Kachelofen brummt, als wollt er mich einschläfern.

Manchmal äugt die Sonne durchs Fenster, ob ich noch net schlafe; dann schiebt sie die Wolkenvorhänge zu, und es wird trüb in der Stuben. Vom Wald her schreien die Raben. So ein richtiger Tag, sich vor Verzweiflung zu Tod zu ärgern . . .

Ein Weibsmensch muß ins Haus!

Aber woher nehmen und net stehlen, jetzt, wo's in den Winter geht? Soll ich mir eine gefeite vom Herrn Pfarrer verschreiben lassen? Lieber net. Die brächt' vielleicht auch seinen Hunger mit und tät mich armfressen.

Will morgen einmal nach Markt-Buch zu der alten Wirts-Bas. Die hat mir schon oft geholfen, wenn sie grad bei guter Laune gewesen ist . . .

Herrgott, ist das heut still in meinem Waldwinkel! Kaum, daß ein Huhn gackert.

Das ist, als ob, was einst gewesen, wie ein Schatten aus dem Boden steigen und reden wollte.

Aber, wenn ich's recht erwäge, so war mir's ähnlich die ganze Wochen zumute. Ich bin doch kein schwacher Mensch, hab meine gesunden Sinne und gleichwohl, was ich am 9. November nachmittag zwischen zwei und drei Uhr erlebt hab, das grenzt schon an das, was man von den Erscheinungen der Heiligen erzählt.

Ich hab an diesem Tag in der Tenne Häcksel geschnitten und bloß an meine Arbeit gedacht, bin auch net müd gewesen. Das Scheunentor ist offen, und wie ich aus der Tenne von der Arbeit weg ins Freie schau, wo ein dicker Nebel alles verhüllt, seh ich ganz deutlich ein Kopfkissen und ein altes, net übles Weibsköpfel darauf mit geschlossenen Augen, wie tot. Ich schau schärfer, da öffnen sich die Augen, sehen mich bekümmert, aber net unfreundlich an, und auf einmal hebt sich vom Kissen eine müde, welke Altweiberhand und winkt mir zu, als nähme sie alle Kraft zusammen. Und plötzlich ist das alles verschwunden...

Dann in der Nacht vom 9. zum 10. November lieg ich wach im Bett und schau vor mich hin, denke darüber nach, was am andern Tag zu tun sei, und sage noch, wie die Uhr aus der Stuben elf schlägt: „Nun wird aber geschlafen." Da kracht's im Fußboden. Da kracht's im Wandschrank. Und wie ich in die Ecke beim Ofen sehe, seh ich dasselbe alte Weibsköpfel und ihre ganze von einem Hemd umhüllte Gestalt. Und sie beugt sich nieder, als suchte sie was.

„Holla," schrei ich, „was gibt's denn?"

Da ist alles verschwunden.

Und am 10. November mittags um elf Uhr geh' ich in die Küchen, um das Essen zu richten. Ist etwas düster darinnen, weil vor dem Gitterfenster ein paar Holderbüsch stehen. Seh ich dasselbe Weib, wie es die Hände zu dem Wandbrett emporhebt, wo die Kaffeemühle und ein paar alte Tassen stehen. Und auf einmal wendet sie den Kopf, sieht mich mit fragenden Augen an, macht eine Bewegung, als wollte sie zu mir, und ist jäh verschwunden.

Hat mir das Herz weidlich gepocht, und ist mir's eiskalt über den Rücken gelaufen. Hab das Weib net gekannt und seither auch net mehr gesehen.

Will nimmer lachen über solche Dinge, ob ich gleich früher oft gelacht, wenn die Ahndel oder Vater gesagt haben, es gehe um auf dem Rabenhof und es sei der Rabenhof eine Stätte, wo man geradeso am hellichten Tag Geister sehen könne, wie auf dem Wasserspiegel unseres tiefen Brunnens am hellichten Tag die Sterne des Himmels.

Will nimmer lachen darüber, weil ich, ein ruhiger, nüchterner Mann, solches erlebt.

Will aber deswegen auch net den Kopf hängen lassen und ein Träumer werden wie der Schäfer Gabriel, der eigentlich hat Lehrer werden sollen.

Die Geister haben ihren Arbeitskreis und die Lebenden haben ihren Arbeitskreis, und ist keine Verbindung zwischen den beiden Kreisen, wenn sie sich auch scheinbar berühren. Ist ja nur eine Berührung wie die eines Schattens und eines Dings . . .

So, nun brennt doch die Pfeife und zieht der Tabak durch die Stuben. Ist besser als Weihrauch und geweihtes Wasser.

Geht eine uralte Sage darüber, wie der Rabenhof entstanden. Soll vor vielen hundert Jahren einem Mann geweissagt worden sein, er solle so lange wandern, bis er an eine Stelle komme, wo zwölf schwarze Raben einen weißen Raben bewachten. Sollte er dann mit einem Stein nach dem weißen Raben werfen, hernach tun, wozu ihn das Herz treibe, und sich an selbiger Stelle anbauen. Tat, als er das schwarze Rabengevögel sah, wie ihm geraten, warf den weißen Raben tot und fand, als er hinzuging, eine wundersame, schlafende Jungfrau, die er nun erlöst hatte. Ward selbige sein Weib und baute er sich den Hof. Aber die schwarzen Raben umlauern seitdem den Hof und suchen wieder eine Weibsseele in ihre Gewalt zu bringen.

Mag viel erlebt haben, der Rabenhof. Ist niedergebrannt im Bauernkrieg und eingeäschert worden in dem großen deutschen Kriege. Und Vater hat oft erzählt, daß er in den heiligen Nächten im Keller ein seltsam Rumoren, Waffenklirren, Ächzen und Weinen vernommen und einmal viele hundert Weiber und Männer, Kinder, Mönche und Kriegsvolk als eine stumme Prozession Haus und Hof habe umschreiten sehen.

Über der Haustür steht: „Erbaut Anno 1649." Und ist darunter das Wappen des Klosters von Markt-Buch zu sehen. Denn es ist der Hof mönchisch gewesen und Anno 1799 verkauft und Eigentum meines Urgroßvaters geworden, der ein Bauer in Lindelach gewesen ist. Der hat meiner Ahndel, um den Spott net mit ansehen zu müssen, den Hof übergeben, den die Waldtürener den „Franzosenhof" nennen, ob er gleich der „Rabenhof" heißt in den Urkunden. Meine Ahndel hat ihn bewirtschaftet so tüchtig wie ein Mannsbild. Ist ein hartes Weib gewesen, aber ein seelengutes dazu. Rauh und fest wie Basalt und noch als altes Weib innerlich voller Feuer; denn wir sind alle wie unsere Heimat.

Ist einmal das schönste Mädle im ganzen Gäu

gewesen und stolz und hat keinen wollen nehmen zum Mann. Und sind selbigesmal die Franzosen auf dem Rückzug durch Lindelach gekommen, und hat sie einer, als sie vom Feld heimgewollt, beim Holderbrünnle gepackt und verunehrt. Ist sie von dem Tag an wie versteinert gewesen, und haben die Lindelacher ihr die Schand gegönnt und sie verhöhnt. Hat dann, als das Kind, mein hernachiger Vater, dagewesen, der spätere Schulz von Waldtüren sie heiraten wollen und, weil sie keine Lust gezeigt, ein Schandgedicht auf sie gemacht. Um den Spott net stündlich zu hören, hat mein Urgroßvater sie auf den „Rabenhof" als in die Verbannung geschickt, und ist die Verwandtschaft mit ihren Brüdern und deren Kindern immer mehr eingeschlafen.

Steht mein Vater vor mir, groß, hager, ein bißle gebeugt, mit müden Augen und dem wehen Zug um den Mund, als sei ihm ein schwer Unglück zugestoßen, gegen das jenes, so meine Mutter ihm angetan, ein Nichts gewesen. Und glaube ich, daß es von seiner Mutter herstammte. Denn die zwei haben sich zwar nie ein bös Wörtle gesagt; aber sie sind aneinander vorbeigegangen, als gingen sie einander nix an. Und oft bei Tisch

hat er die Ahndel jäh angeguckt, als müßt' er durch seinen Blick was erbitten.

Mein Vater ist immer gut mit mir gewesen und hat viel gered't mit mir von allem möglichen, nur net von der Ahndel, von seiner Ehe und dem Spott, den die Waldtürener mit ihm getrieben. Und hat doch schwer gelitten unter dem Gespött, dieweilen er ein weich Gemüt gehabt, wie ich erfahren, als der Herr Vetter und ich einmal laut die Verse gelesen:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Da hat er dort drüben am Fenster, wo die Passionsblume steht, bitterlich geweint ...

Bin achtzehn Jahre alt gewesen, als er eines Tages neben mir im Stall, ohne ein Wort zu sagen, zusammengebrochen ist. Hat dann noch zehn Tage gelebt und schwer mit dem Fieber gerungen, viel über die Bosheit der Waldtürener geklagt im Fieber und ist endlich verschieden. Und wie er tot gewesen, da hab ich durchs Schlüsselloch in seine Kammer geschaut und etwas gesehen,

was ich nimmer vergessen kann: Hat die Ahndel den starren Körper des Toten auf dem Schoß gehalten und über ihn geweint und geschluchzt, wie die Mutter Gottes den toten Heiland drüben am Waldtürener Kalvarienberg. Und hat ihm viel ins Ohr geflüstert, was ich net verstanden, gleich als habe sie ihrem Sohn eine Generalbeicht abgelegt. Und da hab ich gewußt, daß sie ihn lieb gehabt, und bin ich von der Tür weg . . .

Wie sie dann zu mir gekommen, ist sie so starr und hart wie zuvor gewesen, daß sich die Dienstboten darüber verwundert. Ich aber hab ihre Hand gepackt, sie ein bißle gestreichelt und gesagt: „Guts Ahndele." Hat sie mich starr angeguckt und gesagt: „Bist doch kein klein Kindle." Bin ich fort dieweilen ich gewußt hab, wie's in ihr ausgesehen. Hart sind wir wie unser Gestein, aber innen, im Herzen, da brennen die Feuer, wie sie wohl noch heut in der Tiefe unserer Rhönberge brennen . . .

Und da hab ich mir heute Ruhe und Frieden erschrieben. Die Dämmerung schleicht sich in die Stuben; aber in mir ist's hell, wie in der Christnacht. Und damit Gott befohlen . . .

Am Ottmarstag abends neun Uhr. Wenn sie's doch wäre, die ich heut in der Früh noch mit einem Blick gestreift hab!

Wenn sie's ist, hernach wird's gut. Das steht mir so fest, wie daß meine Pfeife brennt und daß der Jörg e bißle Papier sich von mir gebettelt hat, um nach Preißen zu schreiben, wie er gesagt hat.

Ist mir behaglich zumut, als sollt mir was recht Schönes zu teil werden.

Weiß net, warum ich just heut so ein verruckter Gauch bin, der alleweil vor lauter Vergnügen Kuckuck schreien möchte. Wär vielleicht geraten, das Geschriebene dick auszustreichen ... Aber, was geschrieben steht, bleibt geschrieben.

Will also von vorne anfangen mit dem Tag, der ein Tag wie jeder anderer und doch wieder ein ganz besonderer gewesen ist, ohne daß ich's könnt sagen, warum. Bin in der Früh mit meinen beiden Braunen fortgefahren, und ist der Himmel hell, nur leicht bewölkt gewesen. Hinterm Hof bin ich in den Hohlweg eingebogen, weil ich net durch Waldtüren gewollt hab, und hab ich mich gefreut an dem Schlehdorn- und Wildrosengebüsch rechts und links, wo die blauen und roten Früchte und die Spinnweben um die Wette geglänzt haben,

und die winzigen Zaunschlüpfer hin und her gehuscht sind und ihr „Zerr, zerr, zerp“ jedesmal mit einem Triller geschlossen haben. Ist was Lenzhaftes um den Hohlweg gewesen trotz dem kahlen Laub, und hat's mir fast leid getan, wie ich auf die Heide gekommen bin, wo dürftiges Gras wächst und der Blick bis zu den blauen Rhönbergen fliegt. Bläst dort der Wind ein bißle kräftiger, und denk ich bei mir, wie ich mich so umschau: „'s dauert nimmer lang, so gibt's Schnee.“ Komm bis zum Wegbild, auf dem der Gekreuzigte in Stein gemeißelt ist, und seh in einer Mulde den alten Schäfer Gabriel mit seiner Herde. Winkt er mir wie ein König, der Gnaden austeilt, mit seiner Hand, über sein verrunzeltes Gesicht geht's wie Sonnenleuchten, und ruft er: „'s ist ein guter Tag heut, Kilian. Ein Jungferle ist schon durch den Tau geschritten.“ Dabei deutet er nüber zum Wald, wo der Fußsteig nach Lindelach geht. „Bin heut nacht beim Rabenhof gewesen, Kilian, und hab ich gsehn und ghört, wie dorten eine große Hochzeit ist gewesen. Hat dein Vater selig mit deiner Mutter getanzt und ist dasselbe Jungferle Hand in Hand bei dir gsessen. Na, fahr zu Kilian! Aber überfahr net das Glück!“

Fahr ich also zu und denk bei mir: „Träumer!" Lach ihn e bißle aus und bin doch fröhlich, weil ich mir sag: „Wenn er recht hätte, der Gabriel?" Und so komm ich ins Tal und seh Markt-Buch vor mir, so blitzblank mit feinen, duftigen Rauchsäulchen auf jedem Schornstein und mit der alten Klosterkirch und dem Kloster, das jetzt ein Amtsgericht ist. Denk ich: „'s ist ein guter Tag heut, Kilian!" und laß die Pferde laufen. Da, wo die Straße an den Bach kommt und der Fußsteig aus dem Wald runter führt, seh ich auf einmal ganz flüchtig ein paar ganz feine, dünne Knöchel. Und gleich drauf hinter dem Weidenbusch ein zierlich Weibsfigürchen. Wendet es neugierig den Kopf, und seh ich eine feine, gerade Nase und zwei blaue Augen. Blicken scharf nach mir, dann fliegt Röte über das blasse Gesicht, und gleich drauf ist das Jungferle im Dickicht verschwunden.

Weiß ich net, was ich tun soll, und möcht am liebsten halten und dem Mädle nachlaufen; aber da schlagen die Braunen, wie sie's gewohnt sind, einen Trab an, und denk ich mit Angst: „Herrgott, wenn ich jetzt nur net das Glück überfahren hab!" Und ist mir traurig ums Herz. Auf dem ganzen Weg zergrüble ich mich, wo ich die Augen schon

gesehen hab. Denn ich kenn sie und kenn doch net das Mädle, ob ich gleich alle Leute ringsum kenn. Und ich denke und denke, und endlich sag ich zu mir: „Was da in den Augen gelegen, das ist dir bekannt. Vielleicht von lang her, als dein und ihr Ich sich einmal gut gekannt haben.“

Und plötzlich lach ich und nenn mich einen Träumer und Gabriel den Zweiten. Und wie ich an dem Weiher unter den Lindenbäumen vorüberfahre, fällt mir die Geschichte ein von dem kranken Mönch, der hier immer gesessen und behauptet hat, er sehe im Wasser die Augen einer Nixe, die nach der heiligen Taufe sich sehnten. Gesicht und Körper hat er net gesehn. Und eines Tages haben sie ihn tot aus dem Teich gezogen. Eine alte Geschichte, und hat in meiner Jugend ein Knecht sie oft gesungen.

Wir sollen eben net so viel in die Welt legen. Denn die Welt ist ein Spiegel, der bloß uns, unser Sehnen und Meinen widerstrahlt . . .

Komm ich endlich an den Storchenbräu, stelle die Pferde ein und trete in die Gaststube Sitzt da die dicke Bas mit den siebzigjährigen Hängebacken und näht. Schaut sie auf, und weiß ich, daß es ein guter Tag heut ist. Aber vorsichtig,

um ihre Laune net zu verkrümpeln, red ich von allem, nur net von mir. Und sie klagt mir ihr Leid mit ihrem Mann, der wieder eine Sau zu teuer gekauft habe, mit ihrem Buben, der seinen Jüngsten auf die Lateinschule tun wolle, mit dem Amtsrichter, der so absonat mit dem Essen sei. Und so bet't sie von zehn bis elf Uhr ohne Aufhören ihre Lamenteilitanei herunter.

Auf einmal schwenkt sie um, und ich lach innerlich über sie, da sie nun anfängt: „Nobel seid ihr jetzt gestellt auf Euerm Hof. Die alt Ahndel hat ins Gras gebissen und die Anna kommt ins Kindsbett. Ihr habt gewiß ein paar Wichtelmännchen anengagiert, die Euch kochen und die Küh melken, damit der Herr spazieren fahren kann?“

Und sie schaut mich zornig an, als hätt' ich meine Pflicht versäumt, und brummt über die Mannsbilder im allgemeinen und über das Mannsbild, das neben ihr hockt, im besonderen.

Leg ich halt los und klag ihr meine Not und bitt' sie, mir zu helfen. Streichelt sie sich die alten Hängebäckchen, spitzt auf einmal den Mund und pfeift wie ein Jäger seinem Jagdhund. Rumpelt's eilig hinter der Tür und schaut die Schwiegertochter herein: „Willst was, Frau Mutter?“ fragt sie e bißle verschüchtert.

„Der Schneiders-Jakob soll emal rein."

Verschwindet die Schwiegertochter, und hör ich im Hof rufen: „Jakob! Jakob!"

Bald hernach geht die Tür auf, und der alte Schneider kommt, e blutige weiße Schürze vorm Bauch und e Messer in der Hand.

„Hab's net gern," sagt er, „wenn ich vom Wurstmachen weggesprengt werd. Der Hektor und die Katz sind wie die Teufel vor der Fleischkammer auf der Lauer."

„Na, wirst doch net so ein Esel sein und die Tür offen lassen, Jakob", sagt die Bas.

„Das net."

„Na also! Wozu denn das dumme Gered? Dein Sabinchen ist nimmer in Würzburg, gelt?"

„Nä, die Frau, bei der sie gewesen, ist gestorben."

„Sie ist doch seit gestern hier?"

„Ja, aber heut in der Früh ist sie nach Lindelach. Die Müllerin braucht einen Dienstboten..."

Herrgott, da ist mir's auf einmal schwer aufs Herz gefallen! Das ist ja die Sabine gewesen. Himmel noch einmal, die Sabine! Und nun komm ich zu spät. Nun hab ich mein Glück doch überfahren. Warum bin ich ihr net nachgelaufen?

Während ich mich noch so gifte, red't die Bas weiter:

„So? Zur Müllerin nach Lindelach? Nä, Jakob, da wird nix draus. Das Mädle ist zu gut für Wassersuppen und Verdruß . . .“

„Aber wenn . . .“

„Das Maul hältst, Jakob. Gelt, du bist schon so gut? Die Sabine geht auf den Rabenhof. Punktum! Heut abend schickst sie zu mir und jetzt flugs in die Fleischkammer. Oder soll ich wieder das Gebrumme mit anhören, wenn der Herr Amtsrichter zu Mittag keine Blutwürst kriegt?“

„Na, in Gottes Namen!“ sagt der Schneider und sieht mich dankbar an.

„Mein Sabinchen ist ein tüchtiges Mädle, Kilian, und hat das Arbeiten gelernt.“

Und wie er draußen ist, hält mir die Wirts-Bas eine gehörige Rede, und ist deren Inhalt in dem Schlußwort zusammengefaßt, das sie gesagt hat, ehe sie aufgestanden ist: „Und das sag ich dir, Büble: Alle zehn Finger kannst ihr küssen, wenn sie zu dir kommen mag. Denn weißt, die hat die Welt gesehen, ist in Würzburg gewesen und hat mehr Bildung als die Frau von unserm Oberamtsrichter; denn die Professorin hat sie wie die eigene Tochter gehalten.“

Am Nachmittag bin ich wieder heimgefahren,

und wie ich an das Wegbild gekommen bin und den Gabriel gesehen hab, hab ich ihn gefragt, ob das Jungferle, das er geschaut, das Schneider-Sabinchen gewesen sei. Hat er den Kopf geschüttelt und gesagt: „Nä, nä. Was glaubst denn? Das ist eine Elfe oder so was Ähnliches gewesen."

Da bin ich verzagt heimgefahren und hab meinen Augen, die doch das Mädle gesehen, nimmer geglaubt, Und schwankte nun hin und her zwischen Hoffnung und Zweifel. Aber das steht fest! Wenn sie morgen kommt und ich merke, daß sie's gewesen, die ich gesehn hab, dann wird alles gut.

Was ich erhoffe, weiß ich net. Aber wird wohl nix anderes sein, wie vor vielen Jahren, wo ich im Mai ein neugeboren Rehlein im Wald gefunden und gemeint habe, ein größer Glück könnt' mir nimmer zuteil werden. Bin nun zwar schon alt; aber mein Fühlen ist noch das eines Kindes. Und Fühlen und Hoffen schmeicheln uns, daß wir auf dieser staubigen, steinigen Lebensstraße weiterwandern . . .

Wenn sie's doch wäre!

Da poltert der Jörg die Stiegen rauf . . . 's ist Schlafenszeit . . .

Sitz ich nun am Abend oder richtiger in der Nacht wieder in meiner Stuben und ist mir zumut, als sollt' ich in meinen alten Tagen Purzelbäume schlagen, dieweilen sie heut zum erstenmal unter meinem Dache schläft. Schlag aber lieber keine Purzelbäume, sondern Feuer für meine Pfeife; denn ich bin schon närrisch genug gewesen den Tag lang und bedarf's keiner weiteren Beweise. Hat doch schon heut abend der Jörg im Vorbeigehn zu mir gesagt: „Saxen, bist du alert, Bauer! Ich glaub, du krabbelst noch nein Taubenschlag, wenn die Sabine vorauskrabbelt."

Hab ich mich kerzengrad aufgerichtet und gesagt: „Schafskopf! Meinst, es ist für ein Mannsbild wie mich angenehm, e Weiberleut in sein Geschäft einzuweisen? Du redst auch wie der Blinde von der Farb daher." Hab mich rumgedreht, weil mir's so heiß im Gesicht geworden ist, und hat der Jörg gebrummt: „So, so, einweisen. Ja, freilich . . ."

Muß ich mir aber doch Zügel anlegen und den Vernünftigen nach außen hin spielen, dieweilen ich der Herr bin und net zum Gespött werden darf. Wird schwer halten; denn auf dem „Rabenhof" sind bisher wohl viele Weibsmenschen, alte

und junge, schöne und garstige, gewesen; aber noch nie ein Weib, solang' ich's weiß. Weib sag ich, und mein ich damit die Vollkommenheit des andern Geschlechts. Denn zwischen Weibsmenschen und Weib ist ein Unterschied etwa wie zwischen Holzapfel und Edelapfel. Heut ist ein Weib uaf meinen Hof gekommen, und wirbelt's mir in meinem Kopf und Herzen von allen Goetheversen, halb vergessenen Melodien und lieblichen Gefühlen, daß ich mir manchmal an den mehr als vierzigjährigen Schädel greif und mich frag: Bist du's oder bist du's net, Kilian? Wie ein herbfrisches Vorlenzwindchen geht's durchs Haus, und überall liegt Sonnenschein, obwohl es finster ist. Aber das macht, weil ich net mit meinen leiblichen Augen, sondern mit meinem Herzen seh.

Herrgott, wenn man doch immer so mit dem Herzen in die Welt gucken könnt!

Heut guck ich mit dem Herzen in die Welt und seh rings an den Holzwänden ganz fein, wie aus zartesten Spinnweben gebildet, viele Gesichter, Männer, Frauen, Kinder, alle die, die hier einmal ein- und ausgegangen sind. Lächelnde Gesichter, die auf mich blicken mit unbewegten Augen . . . Und ich blase den Tabakrauch zur summenden Öllampe,

und duftet der Tabak heute, wie köstliche Blumen, und ist doch sonst ein elend, beißend Kraut. Aber das macht, weil ich mit dem Herzen heut seh und hör und riech . . .

Wie ist das nun alles so gekommen?

In der Früh, wie ich vor's Haus geh, ist's kalt, und vom leichtgrauen Himmel fallen einzelne silberne Sterne, wie Engelssilberstücke, nieder, und denk ich bei mir: Ist das net schön wie eine Verheißung?

Und den ganzen Morgen bin ich alle zehn Minuten unter die Haustür und hab den Weg zum Wald nuntergesehn, ob sie noch net käme. Es hat nimmer geschneit. Der Wind hat e bißle in den zwei alten Wettertannen vor den Fenstern der Ahndel ihrer Stuben gerauscht, und drüben im Wald haben die Raben ein höllisch Geschrei aufgeschlagen. Ist mir mit jedemmal, wenn ich hinausgeschaut hab, banger geworden und hab ich gedacht: „Hast eben gestern dein Glück überfahren. Sie kommt net. Sie ist vielleicht schon bei der Müllerin in Lindelach."

Darüber werd' ich traurig nnd dann brummig, schür das Feuer im Herd, als wär's schuld an allem, und richte das Essen mürrisch und voll wachsender

Wut. Und schließlich geh ich gar nimmer aus der Küchen, so ohne Hoffnung bin ich gewesen, und hantier wie ein verdrießlich Weibermensch zwischen Häfen und Pfannen.

Schlägt's elf auf der Uhr im Hausflur, und seh' ich den Jörg mit den zwei Ochsen und dem Wagen in den Hof fahren. Heb einen Hafendecke ab und rühr mit dem Löffel im Hafen herum. Geht mir's auf einmal so wohlig über den Rücken, und sagt jemand lachend hinter mir: „Na, wer ist denn jetzt der Häfelesgucker?"

Dreh ich mich wie der Blitz rum und steht die Sabine auf der Türschwellen und kriegt ein Gesicht so rot wie e Klatschrosen. Aber ihre blauen Augen lachen noch schalkhaft.

Ist mir, als bliesen, posaunten, paukten in mir die Waldtürener Musikanten wie am ersten Weihnachtsfeiertag auf dem Chor der Kirche und sängen hundert Männer- und Frauenstimmen wie ein jubelndes Halleluja die Worte „Sie ist's!" Steh ich, innerlich voller Jubel und Wonne, still wie der richtige Tollpatsch vor ihr, halt den Löffel in der Hand und starr sie an.

Fliegen ihre Augen über mich, sehen in die meinen, aber nur im Hui, werden ernst, und sagt das Mädle

„Grüß Gott, Bauer!"

Lehnt den gefüllten Reisesack an die Tür, geht auf mich zu und nimmt mir den Löffel aus der Hand, ohne daß ich's wehre.

„Das ist jetzt meine Arbeit."

Und damit hantiert sie am Herd, rückt die Häfen zurecht, beugt sich zum Schürloch nieder und sagt: „Du verbrennst ja 'en ganzen Wald in einem Jahr, wenn du so einkachelst."

Da steh ich nimmer wie ein Ölgötz. Ich tret e bißle näher und sag: „Also willst bei mir bleiben, Sabine?"

Sieht sie mich ruhig an und sagt: „Sonst wär' ich net kommen."

„Na, dann gib mir mal deine Hand!"

Und wie ich mit meiner plumpen Bärentatzen die schmale, feine Hand umschließ, fährt mir's heraus: „Aber du, das sind doch net die Händ von 'em Bauernmädle."

Lacht sie herzhaft und sagt: „Ich mein als, es kommt net auf die Händ, sondern auf den guten Willen an." Und sie zieht die Hand, die ich gern noch e bißle länger festgehalten hätt, aus meiner häßlichen Pratzen.

Herrgott, Herrgott, wenn ich nur alles noch bis

ins Kleinste erleben könnt! Aber es ist halt so viel gewesen...

Und hernach das Essen in der Bauernstuben neben der Haustür! Sitzt der Jörg schon zum Dreinhauen bereit da, fährt sich ein ums andere Mal über die breite Narbe auf dem dicken Schädel und guckt mit seinen wasserblauen Augen ein bißle ungeduldig nach der Tür. Ich sitz an meinem Platz, red kein Wort und schau den langen Jörg an, dessen rotblonder Schnurrbart sich hebt und senkt, als wollte er damit einstweilen die Art und Güte des Essens, das noch in der Küchen ist, ergründen.

Geht die Tür auf, und kommt Sabine mit der Schüssel. Ich kann net vom Jörg wegguckeu, weil das, was er jetzt beginnt, so gar merkwürdig ist. Denn kaum hat er sie e bißle angeblickt, schiebt er Teller und Besteck, die nach altem Brauch für die Magd auf der Bankseite des Tisches neben ihm gelegen, mir gegenüber ans untere Ende, wo bisher die Ahndel gesessen und nickt mir fast ärgerlich zu. Denk ich bei mir: „Recht so, Jörg! Ein Weib gehört net auf den Platz von 'em Weibsmensch."

Stellt die Sabine die Schüssel auf den Tisch,

schöpft die Teller voll und sieht den Lehnstuhl an, der vor ihrem Platz steht. Fliegt ihr die Röte ins Gesicht, und trägt sie den Lehnstuhl weg und einen einfachen Stuhl hin und setzt sich nieder. Brummt der Jörg was, was ich net versteh, und essen wir still weiter. Ich schau net auf, weil ich weiß, daß ich sonst meine Freude net verbergen könnt. Aber als die Sabine hinausgegangen, um das übrige zu holen, knurrt der Jörg mit verrücktem Lachen: „Ha?" und blinzelt nach der Tür. Schau ich ihn e bißle finster an und schweige. Sagt er drauf: „Könnt fast e Preißin sein. Gut, gut." Lach ich und ruf: „Herrgott, bist du ein Esel, Jörg." Verzieht er vor Grinsen das Maul bis zu den großen Ohren und steigt ihm die blondborstige Kopfschwarte wie ein Raupenhelm und sagt er: „Sei nur du kein Esel, Bauer! Die da ..." er deutete auf den leeren Stuhl ... „die da ist fast wie meine Friederike Wilhelmine ..."

„Donnerwetter!" schrei ich, „deine Friederike Wilhelmine? Du ... du bist am Ende gar ..."

Lacht er in sich hinein und sagt: „Preißisch und bayerisch Blut, Bauer, das gibt erst einmal die rechte deitsche Rasse."

Und da kommt die Sabine wieder, und langsam

plaudern wir ein bißle. Net viel, nix Besonderes, bloß vom Hof. Aber ich merk, sie hat Verstand und noch was, was ich net benennen kann. Es muß das das Weibliche sein. Es ist so was Feines, was mir wohltut. Ich möcht's so erklären: Wenn ein Saatfeld grünt, denken die meisten Bauern bloß daran, wieviel sie von dem Acker ernten. Ich aber freue mich auch über das weiche, samtne Grün. So ist's bei der Sabine; sie hat net bloß Verstand, sondern auch Gefühl. Und das unterscheidet sie von den Weibsmenschen, die wenig Verstand und kein Gefühl haben, sondern bloß stumpf in den Tag hineinleben.

Und am Nachmittag hab ich ihr alles gezeigt, und mir ist, wo sie gegangen, alles viel schöner erschienen, geradeso wie in einer Kirche, wenn die Sonne auf geschwärzte Bilder scheint, die sonst kein Mensch beachtet, und sie nun hell und deutlich aus den Rahmen leuchten. Hab mich aber gehütet, ihr zu verraten, wie mir zumut, und nur kurz gesprochen. Sind durch das ganze Haus, durch die Ställe und Scheune gelaufen, im Garten gewesen, über die Felder gegangen und noch e bißle in den Wald hinüber. Haben bloß von Arbeiten gesprochen und von dem, was in den nächsten

Tagen zu tun. Aber etwas ist überall mit uns gegangen, ein anderes Paar genau so gebildet wie wir und innerlich doch anders. Ist der Bauer Kilian Kötzler mit seiner Magd Sabine Schneider über die harten Erdschollen gestampft, sind voraus darüber geschwebt das Weib Sabine und der Grübler Kilian ...

Und endlich sind wir auf einen Hügel hinterm Wald gekommen, und hat sie auf einmal gesagt, indem sie nach Süden geblickt hat, wo es in den Saalegrund nuntergeht: „Gelt, dort liegt Kissingen?" Und hat geseufzt dabei. Packt mich die Eifersucht, die jählings was Schlimmes fürchtet, und seh ich sie an. Sind ihre Augen feucht, und hätt ich schreien mögen vor Angst. Aber da wendet sie sich zu mir und sagt lächelnd: „Da oben ist's schön bei dir, Bauer." Und ich ruf fast jubelnd: „Net wahr?"

Sind dann still nach Hause und haben fleißig gewirtschaftet. Und mir ist's gewesen, als wäre Sabine immer bei mir gewesen und habe unsere Bekanntschaft keinen Anfang gehabt und könnte kein Ende haben ...

Und nun schläft sie drüben in der Magdkammer, und überleg ich bei mir, ob ich ihr net die Stuben

der alten Ahndel einräumen soll. Denn dient sie auch als Magd, ist sie doch keine solche, sondern ein Weib, das Weib, für das der beste Raum in meinem Haus net gut genug ist ...

Eben bin ich am offnen Fenster gestanden: Leise, in unzähligen Flocken schüttelt der Himmel seinen Segen auf die alte Erde nieder ... Und sollte net auch zu mir altem Menschen das Glück ebenso leise kommen?

Aber freilich ... warum die feuchten Augen heute nachmittag? Nur keine Selbsttäuschung! Sei mit dem zufrieden, was dir geworden und solang es dir bleibt. Du bist alt, und dort drüben schlummert junges Leben ... Freu dich der Sonne, solange sie noch scheint!

Und nun schlaf wohl! Der „Rabenhof" beherbergt wieder ein zartes Jungferle. Vergiß das net, alter Kilian! Vergiß das net!

Ist Winter worden in meinem Waldwinkel, und sind wir abgeschlossen von der Nachbarschaft, dieweilen es noch weiterschneit und der Schnee an manchen Stellen zwei bis drei Männer hoch liegen dürfte. Wenn ich bisweilen die Haustür auf-

mach, fliegt mit den Flocken wohl auch ein bißchen vom Geläut der Waldtürener Glocke zu mir; denn der Wind bläst scharf von dorten. Alsdann ist mir, als wär all der Spott und die Bösmäuligkeit der Waldtürener wider mich aus der Welt geräumt und klängen ihre Seelen rein durch die gereinigte Welt... Träum ich e bißle für mich hin und denk, wie das schön sein müßte; bald aber weck ich mich selber auf und such mir eine Arbeit. Vorgestern ist die Sabine zu mir getreten, hat auch ein wenig dem Geläut gelauscht und gesagt: „Wie fein!" Und dabei haben ihre Augen voll stiller Freude geglänzt.

Sag ich: „Ein Truggeläut ist's."

„Wieso? Das ist doch die Glocke von Waldtüren?"

„Ja. Aber jetzt ruft's: Liebe und Frieden, Liebe und Frieden... Und geh ich nach Waldtüren, ruft's wie die Bauern drunten: Franzosenbu! Franzosenbu..."

Sieht sie mich an, als wollt sie ergründen, ob ich spaße oder net, und sagt begütigend: „Wird wohl so in der Welt sein, daß in der Näh alles häßlich klingt, was in der Fern uns gefällt. Sollen eben dann hübsch aus der Ferne lauschen und an das Gute glauben."

Damit geht sie. Hätt ich ihr, wie der alte Herr

Vetter zurufen mögen vor Freude: Waldwinkelphilosöphle! Waldwinkelphilosöphle! Da hast eine große philosophische Kartoffel ausgehackt!"

Hab's aber net getan, sondern bin in den Stall und hab über das Wort nachgesonnen und bin endlich dazu gekommen: „Wenn ein junger Bursch einmal philosophiert, ist's net verwunderlich, dieweilen der künftige Mann entweder ein Philosph oder ein Esel sein muß. Wenn aber ein Mädle also philosophiert, dann hat der Hagel schon einmal seinen Lebenshafer zerschlagen." Und ich spür wieder was wie Eifersucht und doch auch wie Angst ...

Darf aber die Eifersucht in mir net aufwachsen lassen; denn ich bin wohl zwanzig Jahr älter als die Sabine und hab kein Recht, sie zu halten, ob ich gleich net weiß, wie's werden sollt, wenn sie einmal von mir ginge. Manchmal wünsch ich, es schneite immer so zu, daß sie bei mir bleiben müßte, und lacht dann in mir der Bauer über den Grübler in mir.

Ja, so ist's. Während der Grübler dem Weib das Schönste geben möchte, sucht der Bauer die Magd karg zu halten. Wohnt sie also noch immer in der kalten Kammer wie vorher die Anna, und

melkt und putzt, und kummandier ich wie sonst, bis dann plötzlich der Grübler in mir sich über den Bauer schämt.

Sie aber bleibt sich gleich und ist zierlich und fein, wenn sie auch in Holzpantoffeln im Stall arbeitet und auf den Knien die Bauernstuben scheuert. Und gleich bleibt sie sich auch, wenn sie mit mir redet. Nur manchmal, wenn ich sie so unerwartet anseh, kommt sie mir anders vor. So heute nachmittag.

Herrgott, das spür ich noch jetzt in der Nacht. Geh also die Stiegen nauf, und kommt sie von oben runter. Steht sie über mir, und seh ich nix als ihre blauen Augen über mir, so rein und glücklich und so, als hätt' sie eine große Freude, daß ich so überrascht zu ihr aufschau. Ach, war das schön!

Aber vielleicht hat sie sich über was anderes, über einen andern so gefreut?

Heut beim Abendessen haben wir zufällig vom Schulzen von Waldtüren gesprochen, der so „selig" gestorben ist, und hat sie nachdenklich und still auf ihren Teller geguckt.

Sag ich: „Na, du wirst ihn net mehr gekannt haben, Sabine. Sind jetzt fünfzehn Jahr her, daß er auf euerm Hof umgefallen ist."

Wird sie rot und sagt: „Doch. Bin freilich erst ein bißle über fünf Jahr gewesen, aber . . .“

„Na, aber?“ frag ich.

Sagt sie: „Weißt's nimmer, Bauer?“ und blickt net auf.

„Was sollt ich wissen?“

„Weißt's wirklich nimmer?“ Und da streift sie mich mit ihren Augen, als wär' sie recht traurig, weil ich's net weiß.

Schüttl' ich den Kopf, und red't sie kein Wort mehr. Und ist den ganzen Abend still.

Ist mir's, als hätt ich einmal den Schlüssel zu einem köstlichen Schrein gehabt und den nun verloren. Und sitz ich nun in meiner Stuben, zerbrech mir den schon ein bißle angegrauten Kopf und kann doch den Schlüssel net finden. Denn jedesmal, wenn ich mir den Tag von damals vorstellen will, kommen mir andere Gedanken in die Quer. Bin dort gewesen selbigsmal im Schneidershof, aber . . . ich seh nur den rothaarigen Schulzen vor mir. Seh nur ihn und viele Leute, aber . . .

Alles andere liegt tief in mir bei so vielem andern, was auch vergessen ist. Fällt mir ein, was ich da vor Jahren erlebt hab. Ist hinter dem Rabenhof eine Tanne gestanden, ein uralter Baum, ganz

allein. Und eines Nachts kommt ein Sturm, dreht den Baum um wie der Bader Wicklein in Markt-Buch 'en Backenzahn und wirft ihn mitsamt den Wurzeln zehn Schritt weg in den Kleeacker. Wie ich da in das Wurzelloch guck, seh ich das rostige Schwert, das jetzt dort hinten in der Ecke lehnt, und das vor vielen hundert Jahren, lang eh der Baum Wurzel gefaßt hat, hier vergraben worden ist.

Denk ich und hoff ich: Eines Tages wird auch etwas zutag gefördert werden in mir, was vor fünfzehn Jahren aufm Schneidershof geschehen ist, und was ich vergessen hab.

Ist ja ein seltsam Ding mit dem Erinnern und Vergessen. Verloren geht nix. Aber das Finden, das ist so e besondere Sach.

Und finden muß ich's.

Doch hat's einen Zweck? Vielleicht ist all mein Mühen umsonst, dieweilen sie vom „Rabenhof“ sich wegsehnt nach einem Manne, den sie lieb hat.

Und wenn ich sie auch halten könnt, wenn ich ... Herrgott, ich denk ja net dran ... wenn ich sie heiratete, meine Kinder täten ja grade so unter dem Gehöhn der Waldtürener leiden, wie ich. Und das darf ich net zugeben. Also? Also hat's keinen Zweck, daß ich mich besinn. Hol der Teufel

den Grübler! Bauer muß ich sein und will ich sein. Und keine schwarze Zeile schreib ich künftig mehr auf das Papier. Morgen wird gedroschen. Punktum, Streusand!

Und damit ade, Häufel Papier!

Am Tag des heiligen Wunibald.

Ein paar Wochen lang bin ich also wahrhaftig bloß der Bauer gewesen und hab geschanzt auf meinem Hof von früh bis in die Nacht und die beiden Dienstboten drangsaliert, daß es einer von den Waldtürenern net schlimmer hätt' machen können. Und ich bin auch gegen mich selbst arg ungut gewesen. Bis heut mittag, wo ich mit dem Schlitten nach Markt-Buch hab fahren wollen. Da ist auf einmal wieder der Grübler in mir aufgetaucht und hat dem Bauern den Abschied gegeben. Das ist aber so gekommen: Der Jörg führt die Braunen an den Schlitten und läßt dabei die Zügel im Schnee schleifen. Ich fluch wie noch mal ein Waldtürener und seh auf einmal unter der Tür die Sabine. Die sieht mich so seltsam an, daß ich mich schäm und sie frag, was sie gerade dächte. Schaut sie mir mit klaren, blauen

Augen ins Gesicht, in denen aber auch net e bißle Wärme zu vermerken, und sagt ruhig, ohne Vorwurf: „Das mußt du dir doch denken können, was ich mir gerade denke.“ Und damit geht sie ins Haus.

Spring ich in den Schlitten und fahr davon. Und da setzt sich auf einmal der Grübler an die Stell des Bauern und fängt das Sinnieren an: Hat die Sabine mitfahren wollen? Wär schön, wär freilich schön, und tät mir gefallen. Denn wer möcht net mit em reinen Weib über die reine Schneewelt fahren, die im Flimmern der Sonne jetzt aussieht, als hätt' unser Herrgott einen seiner schönsten Träume aus seiner Seele genommen und über die Erde gehängt?

Aber nein, das hat's net gedacht.

Oder hat's vielleicht daran dacht, ob mir's noch net eingefallen ist, das von damals im Schneidershof?

Möglich. Denn seit dem Abend, wo sie mich danach gefragt hat, ist sie anders. Da liegt's wie eine Enttäuschung auf ihrem Gesicht.

Aber nein. Vorhin war sie net gerad enttäuscht. Das war was ganz anderes . . .

Herrgott, sell war, als hätt' sie sagen wollen:

Geh, Bauer, schimpf net! Bringst's ja doch net fertig. Bist ja gar net so roh und grob, sondern stellst dich bloß so ...

Hm, hm. Das wird's gedacht haben.

Aber, da ist noch so e Bergle, schwerer zu überwinden als das, das jetzt die zwei Braunen mich naufziehen. So e Bergle irgendwo auf der glatten, schlüpfrigen Denkstraßen: Wie kommt die Sabine dazu, zu sagen, daß ich mir das doch müßt denken können, was sie sich gerade dächte? Und, Herrgott! das ist keine Einbildung, sondern ich hör's ganz deutlich: „Das mußt du dir doch denken können." Das du hat s' betont. Bloß ich, sonst kein Mensch müßt' also ihre Gedanken kennen?

Aber warum gerade ich?

Hat sie das mit Absicht gesagt, oder ist's ihr bloß so über die Lippen gekommen? Hat ja net unrecht. Denn ich kenn auf der weiten, weiten Welt keinen Menschen, dem ich so mit vollem Vertrauen begegnen könnt, als die Sabine. Und ob sie's absichtlich oder unabsichtlich gesagt hat, ihr Herz hat's gesagt und ...

Da ist, wie ich fast auf der Höh des Bergle gewesen bin, der Schlitten, weil ich net Obacht gegeben hab, über den Straßenrand gekommen, ist

umgestürzt, und ich bin in den Schnee gefallen, daß ich eine Viertelstund lang kaum hab aus den Augen schaun können. Hab seufzend den Schlitten wieder auf die Straßen geschoben und, wie ich weitergefahren bin, bei mir gedacht: „Brüderle, ich mein als, du bist auch auf deinem Gedankensträßle vom Weg abgekommen. Wird die Sabine gerad auf dich Graukopf gewart't haben. Grad auf dich."

Hab daher net weiter darüber nachgedacht, obwohl es fein verlockend gewesen wär', in der schönen Wintergegend von dem Mädle und der Zukunft zu träumen, und hab über anderes gegrübelt.

Hab mich gefragt, wie es kommt, daß Leute, die von denselben Vorfahren abstammen, je weiter sie sich von diesen entfernen, desto mehr einander entfremden. Abgesehen von der Storchen-Bas und ihrer Sippe sind mir alle anderen Verwandten gleichgültig. Und es müßte doch net nur das Blut, sondern auch das Fühlen und Denken uns zueinander ziehen. Aber davon merk ich nix, weder bei mir noch bei ihnen.

Und darüber hab ich gegrübelt, und wie ich in Markt-Buch über die Brücken gefahren bin, hab ich gelacht und zu mir gesagt: „Kilian, sei nur

zufrieden! Wenn's mit dir zu Ende geht, dann zieht Blut und Fühlen und namentlich Denken die Verwandten schon auf deinen Hof. Und dann bist der Vetter nauf und nunter, und hofft jeder, das meiste von deinem Besitz zu kriegen. Sind ja net die schlechtsten Menschen. Sind halt Menschen wie alle . . ."

Und damit bin ich vor dem Storchenbräu abgestiegen, hab meine Geschäfte besorgt, e bißle mit dem und jenem geredet, und am Abend bin ich wieder heimgefahren und hab mich gefreut, daß die Sabine daheim bei mir gewesen ist.

Haben net viel miteinander gered't heut abend, aber mir ist so recht wohl ums Herz gewesen, wenn sie so um mich rumgewirtschaftet und sich mit dem Jörg geneckt hat.

Und dann bin ich in meine Stuben und hab lesen wollen. Doch wie ich den Schrank aufmache, seh ich das Häufel Papier. Das lockt so aus der Finsternis, als wollt's sagen: „Geh, Kilian, erzähl mir was! Der Sabine kannst's doch net verraten. Und alles kann der Mensch ja net in sich aufspeichern."

Also bin ich meinem Vorsatz untreu worden und hab wieder mit dem Schreiben begonnen . . .

Bin nun so ein halb Stündchen still gesessen, hab in den Tabakrauch gesehen und an nix Bestimmtes gedacht. Fällt mir auf einmal ein: Wie geht das zu? Hast im Haus von der Ahndel und dem Vater noch so manches Stück, aber net das geringste von deiner Mutter.

Und besinn ich mich, was ich von ihr weiß.

Der Vater hat nie von ihr gered't. Die Ahndel hat bisweilen was erzählt, und ich will versuchen, das bißle zusammenzustellen.

Hat meine Mutter Magdalene Findig geheißen und ist die Tochter des Lehrers in Wüstental, sechs Stunden von hier, gewesen. Wo und wie mein Vater sie kennengelernt hat, weiß ich net. Weiß auch net, ob sie sich gern gehabt haben. Die Ahndel hat gesagt, meine Mutter sei hitzblütig gewesen, hab sich über das Gespött der Waldtürener gegrämt, oft wochenlang mit Vater net gesprochen und sei eines Tages auf und davon. Niemand wisse, ob sie sich was angetan hätte.

Das ist alles, was ich weiß. Und ist's so wenig, daß ich net wag, ein Urteil über sie niederzuschreiben.

Aber manchmal ist mir's doch, als hätte Vater schwerer unter ihrer Flucht gelitten als unter dem Gehöhn der Waldtürener. Und als hätt' er sie

gern gehabt, obgleich ich keinen Beweis dafür aufbringen könnte.

Kann net glauben, daß sie mich gern gehabt hat; sonst wär' sie net von dem hilflosen Säugling fort. Oder sie ist wirren Geistes gewesen und hat net gewußt, was sie getan hat. Hat vielleicht schwer mit sich gekämpft, bis sie endlich unterlegen ist.

Nix bindet mich an sie, gar nix, als das Blut. Und ich denk an sie ohne Schmerz und ohne Groll. Und ich versteh auf einmal, wie's möglich ist, daß Verwandte sich fremd werden können, wenn die eigene Mutter ihrem Kind eine Todfremde sein kann . . .

Ist eben jeder Mensch eine Welt für sich und kann so wenig in einem andern aufgehn, als der Mond net in der Sonne aufgehen kann. Und folgt daraus, daß man über das Tun der Menschen net gleich den Stab brechen soll, dieweilen sie nach besonderen Gesetzen ihr Leben führen müssen, die bloß für sie Geltung haben . . .

Ist's nun wieder einmal Thomastag, und duftet's schon ganz weihnachtlich im Haus, dieweilen die

Sabine gesagt hat, man müsse backen auf die Feiertage, und nun den ganzen Tag entweder Teig rührt oder ihn knetet oder formt oder aussticht oder in den Ofen schiebt. Ist ein verwunderlich Bild, wie sie mit abgehetztem, aber heiligem Eifer bei der Sach ist, als sei das auch ein Stück der Frömmigkeit, die an Weihnachten jeder Christenmensch zur Schau tragen soll. Hab sie gewähren lassen, ob ich gleich mich net erinnern kann, daß die Ahndel je um diese Zeit gebacken hat. Die Ahndel hat keine Weihnachten gefeiert und weiß ich net warum. Was ich von Weihnachten kenne, das hab ich so nebenbei in anderer Leute Häusern aufgeschnappt.

Nur eine Weihnachten ist mir erinnerlich. Da sind der Vater und der Herr Vetter Immerwach mit mir so gen elf Uhr in der Nacht fortgegangen. Es ist nur wenig Schnee gelegen in selber Nacht und hat der Mond geleuchtet und ist der Himmel voller Sterne gewesen, so daß der Vater gesagt hat: „Schau, Vetter, wie die da droben sich zublinzeln!"

Sagt der Herr Vetter mit spöttischem Lachen: „Glaubst noch den alten Schwindel? Ihre Glatzköpfe schütteln sie . . . das ist's."

Sind wir scharf gegangen durch Wald und Feld und wieder Wald und endlich auf einen Fleck im Wald gekommen, wo eine uralte Eiche gestanden ist, und sind wir daselbst stehengeblieben. Und sagt mein Vater: „Nun ist's gleich Mitternacht. Jetzt dürfen wir nimmer reden, bis die Mette aus ist."

Und er faßt meine eine Hand, während der Herr Vetter die andere faßt und jene des Vaters festhält. So stehn wir stumm im Kreis. Mir pumpert das Herz; denn ich fühl, wie meines Vaters Hand zuckt und erregt ist, und verwunder mich, was das bedeuten soll. Da klingt's von fern ganz fein. Ein Mettenglöcklein, denk ich. Und hinter mir summt noch ferner eines. Und bald singt's nah und fern, leise und laut, hoch und dumpf. Da wird mir seltsam zumute, und ich merke, wie auf einmal, als es aus weiter, weiter Ferne hoch über uns zu singen beginnt, die Hand meines Vaters heftig auf und nieder sich bewegt, und seh, daß sein Gesicht ganz verzerrt ist. Da ruf ich erschrocken: „Vater!" und im selben Augenblick schlägt mir der Herr Vetter eine Maulschelle herunter und schreit: „Malefizbu! Hast net noch ne halbe Minute den Schnabel halten können?"

Sagt mein Vater: „Laß gut sein, Vetter! Der Kilian hat's ja aus Angst um mich tan. Ist vielleicht gut so gwesen. Hab ja gnug ghört aus dem Geläut der Mettenglocken vom heiligen Kreuzberg . . . mehr als genug . . ."

„Was willst denn ghört haben?" fragt der Herr Vetter.

„Dreimal ganz deutlich haben die Glocken gesungen: „Hinterm Meer, hinterm Meer, hinterm Meer."

„So? na mir ist's recht."

„Hinterm Meer", seufzt mein Vater und geht still mit dem Herrn Vetter heimwärts, während ich schläfrig und doch ärgerlich über mich und den Herrn Vetter hinterdrein stolpere . . .

Weiß net, was die beiden in selbiger Nacht haben aus dem Mettengeläut erfahren wollen, weiß nur, daß in Waldtüren der Glaube ist, wer an einem gewissen Fleck in der Weihnachtsnacht lauscht, dem sagten die Glocken vom Kreuzbergkloster Antwort auf eine stille Frage. Und ist's ihm bestimmt, hört er auch noch alle die Glocken von Rom läuten, und die singen ihm, was die Zukunft ihm bringen wird. Glaub net an solches Gerede und begreif auch den klugen Herrn Vetter

net; es müßte denn sein, daß für manchen Menschen der scharfe Verstand nur eine Löwenhaut ist und daß bisweilen der angeborene Esel Aberglauben darunter hervorguckt und jahlt. Will aber net spotten, dieweilen ich mir denk: Was der Mensch glaubt, soll man ihm unangetastet lassen. Hab deh Fleck im Wald seitdem nimmer gesehn, ob ich gleich viel in den Wäldern herumkomme. Daß aber die Glocken vom Kloster auf dem Kreuzberg bis zu uns herabgeklungen, das hab ich selber gehört und verwundere mich in Anbetracht der weiten Entfernung noch heut darüber . . .

Na, du Häufel Papier, du Feder und Tinte, du alter, wurmstichiger heiliger Stoffel und du rostiges Schwert und ihr alten, guten, braunen Balken und Bretter, hat euch das Gerüchlein von den warmen, rauchenden Kuchen geschmeckt, die die Sabine mir zum Angucken in die Stube getragen hat?

Ist net die ganze Stuben noch erfüllt von dem süßen Duft? Herrgott, das ist doch noch net dagewesen, glaub ich, in diesen vier Holzwänden!

Und wie sie hereingekommen ist! Zuerst ein Poltern vor der Tür. Dann wird die aufgestoßen. Dann wird ein großes, weißes Brett voller

rauchender Kuchen, über und über mit Zucker und Zimt bestreut, hereingetragen, und hinter und über den Kuchen wie eine Heilige, der man ein Opfer dargebracht hat, seh ich das erhitzte Gesicht der Sabine mit ihren blauen Augen, in denen Stolz, Schalkhaftigkeit, Ernst und e bißle Neugier durcheinander leuchten.

Und sie stellt das Brett mit den Kuchen vor mir auf den Tisch und sagt: „So."

Schau ich zuerst über die Kuchen, dann zur Sabine, deren Backen e bißle mehlbestäubt, aber so nett rot sind, und sag: „Nobel! Du verstehst's, Sabine . . . 's ist das erstemal, daß so was in meinem Haus geschieht; aber ich hoff, es bleibt so auch künftig . . ."

Bückt sie sich und tut, als wollte sie ein Fäserchen von einem der Kuchen wegnehmen, und sagt dabei ganz leise: „Hat deine Großmutter net auch gebacken? Na, da hätt'st bei uns sein sollen, Bauer. Acht Kinder! Und Schmalhans oft Küchenmeister. Aber am Christfest haben die Eltern es net anders getan, da hat was gebacken werden müssen. Lieber hunger ich vierzehn Tag, hat mein Vater gesagt, als daß am heiligen Abend ein bißle Kuchen fehlt."

Sag ich: „Hast's besser gehabt, Sabine, als ich. Bist mit der Jugend aufgewachsen, wogegen ich unter alten Leuten all meine Lebtage gelebt hab."

Sagt sie und nimmt dabei das Brett mit den Kuchen wieder auf: „Wenn man nur selber net alt ist."

Deut ich auf meine grauen Schläfen, und wird sie von neuem rot und sagt: „Ich mein, innerlich, Bauer. Innerlich."

„Ja, ja, das weiß ich halt net, Sabine, das weiß ich halt net." Und blick ihr ein bißle schalkhaft fragend ins Gesicht. Sieht sie verlegen an mir vorbei und guckt auf das Häufel Papier. Wird sie auf einmal ganz ehrerbietig und sagt: „Ah, schreibst du schön!"

Sag ich befangen: „'s tut sich. Weißt, daß ich's net verlern . . ." Streifen mich ihre Augen zweifelnd, und sagt sie: „Schreibst Geschichten?"

„Nä? Was glaubst denn? Ich bin doch kein Dichter, sondern der Rabenhofbauer. Weißt, das ist eigentlich alles dummes Zeug, was ich schreib. Aber irgendwo muß der Mensch halt seine Gedanken abladen, sonst verstopfen sie ihm die Gehirngänge. Der eine tut's im Wirtshaus, der andere im Geplauder mit . . . mit seinem Pferd."

Hätt fast gesagt: mit seinem Weib, hab's aber net über die Lippen bracht.

Sagt sie: „Und was tust, wenn du so recht viel auf dem Papier abgeladen hast?"

„Weiß net. Vielleicht verbrenn ich's."

Ruft sie: „Nä, das darfst net tun, Bauer! Das darfst net! Getreide lädst ab zum Dreschen und Klee fürs Vieh. Und Kuchen back ich, daß wir sie essen. Aber deine Gedanken, nä, die darfst net verbrennen."

Freu ich mich, wie sie mich so voller Angst ansieht, und sag ich lachend: „Na, weil du's bist, will ich's net verbrennen."

Wendet sie sich und geht zur Tür, und ich spring auf, um sie ihr zu öffnen. Und wie ich hinter der Sabine steh, seh ich ihren feinen, weißen Nacken und den feinen, schlanken Hals und denk bei mir: „Da hat unser Herrgott sein Meisterwerk gemacht. In dem bißle Nacken und Hals ist mehr Leben und Reinheit als manchmal in einem ganzen Weibsmenschen."

Und sie geht hinaus und die Stiegen nunter, und ich setz mich zum Weiterschreiben an den Tisch. Leg die Pfeife weg, um den süßen Duft der Kuchen, der in der Stuben hängt, einzusaugen,

und höre sie drunten im Haus singen. Ein Weihnachtslied nach dem andern klingt zu mir herauf. Bisweilen, wenn sie in die Bauernstuben geht, hör ich nix, dann klingt's wieder. Und da bin ich gesessen still und ohne mich zu rühren, und hab zu mir gesagt: Vielleicht singt sie die Antwort auf deine stumme Frage, wie die Kreuzbergglocken solche dem Vater gesungen in der Christnacht.

Aber ich hab umsonst gelauscht. Doch ist mir frommer ums Herz gewesen als jemals in der Kirche, und ich hab mit nassen Augen daran gedacht, wie schön es sein müßt, mit Weib und Kindern ein Weltganzes zu bilden gleich Sonne, Mond, Erde und Sternen . . .

Und dann hab ich, als der Gesang verstummt ist, mich aufs neue ans Schreiben gemacht und geschrieben, bis hinter dem Wald die Dämmerung heraufgekommen ist und Himmel und Wald vergoldet worden sind vom Schein der Wintersonne. Ist also ein köstlicher Tag gewesen und damit Gott befohlen . . .

Heut ist der erste Christtag. Die Uhr hat zwei geschlagen, und liegt draußen auf all dem Schnee

eitel Sonnenlicht wie ein Abglanz vom Lächeln unseres lieben Gottes. Nun ist die Sabine drunten bei ihren Eltern, wohin ich sie vom Jörg im Schlitten hab fahren lassen. Hätt's am liebsten selbst getan; aber wer hätt dann sollen den Hof hüten, dieweilen der Jörg auf seinen freien Sonntag besteht? Um sieben Uhr werden sie wiederkommen, bleibt mir also Zeit genug zum Denken und Schreiben.

Wo soll ich aber anfangen? Vom Unglück läßt sich's leichter schreiben als vom Glück.

Hat also die Sabine gestern früh net geruht, bis ich nach Markt-Buch gefahren bin, hat so viel für den Haushalt gebraucht, daß der Bauer in mir gebrummt hat: „Warum läßt denn alles bis auf den letzten Tag ankommen? Das gibt's fei nimmer!"

Sagt sie wie bittend: „Gewiß net! Sei nur net bös, Bauer!" Ist aber alles Schalkhaftigkeit und Verstellung gewesen.

Bin also nach Markt-Buch und dort vom Pontius zum Pilatus gelaufen, hab den Schneiders Kuchen, Eier und Rauchfleisch gebracht, ist aber nur so ein sechsjährig Mädle, die Kuni, dagewesen, und hat mir's so am besten gefallen. Hab dann mit der

Storchen-Bas gered't, die mir noch einmal eine lange Predigt wegen der Sabine gehalten hat, und hab hernach beim Krämer noch mancherlei eingekauft, wie's die Sabine gewünscht hat, und wie's mir just eingefallen ist.

Und so gegen fünf Uhr bin ich heimgefahren. Der Jörg spannt aus, und wie ich ins Haus tret, steht die Sabine in em schwarzen Kleid vor mir, daß ich vermein, e Fräulein zu sehn. Wirklich fürnehm hat's ausgeschaut. Geb ihr aber, ohne was über mein Erstaunen zu sagen, was ich gekauft hab, und will dann in meine Stuben nauf. Vertritt sie mir an der Stiegen den Weg und sagt: „Wart noch e bißle, Bauer! Weißt, ich hab deine Stuben geputzt und ist's noch e bißle feucht und kalt. Deine Pantoffel und Joppe findst in der Bauernstuben."

Fang ich das Brummen an, und steht sie mit gefalteten Händen und schalkhaften Augen vor mir.

„Heut darfst net schimpfen, Bauer," sagt sie. „Weißt, heut ist der heilige Christabend. Da sollen die Menschen wie Engele sein."

Muß ich lachen und sag: „Du bist heut so e Engele, Sabine. Aber ich und der Jörg? Da hätt unser Herrgott e nobels Gaudium an uns."

Geh also in die Bauernstuben und mach mir's bequem. Und hör über mir in meiner Stuben ihre leichten Tritte und nach einiger Zeit plumpes Auftreten. Dauert aber net lang, ruft sie von der Stiegen: „Bauer, komm!"

Wie ich hinausgeh, schallt's von oben: „Stille Nacht, heilige Nacht." Klingt ihre Stimme gar lieblich und brummt der Jörg, so gut er's eben kann, in seinem Baß mit. Wird mir so weich zumut, daß ich hätt heulen können wie ein Kettenhund. Geh langsam die Stiegen nauf und guck in meine Stuben, wo die zwei singen. Herrgott im Himmel, ist das schön gewesen, was ich da gesehen hab! Steht auf meinem Tisch eine große Tanne, und brennen viele Wachskerzen dran. Und stecken überall an den Wänden Tannenwedel und haben selbst der alte Stoffel und das liebe Christkindle, das er trägt, Tannenkränzle auf den wurmzerfressenen Köpfen.

Da fließt mir das Wasser aus den Augen. Ich pack der Sabine ihre zwei Hände und drück sie und sage nix als: „Du, du, das lohn dir der Himmel! Bin nun über vierzig Jahr alt, und du hast kommen müssen, um mir einmal e Christfest zu bereiten."

Leuchten ihre Augen, daß der Lichterbaum sich drin spiegelt, und sagt sie: „Ich hab's ja nur meinetwegen getan, Bauer. Weißt, ich wär ja ohne das vor Heimweh verkommen."

Sag ich: „Das sagst jetzt nur so, Sabine."

Schüttelt sie den Kopf und macht ihre Hände von den meinen los. Greif ich in die Taschen und zieh heraus, was ich eingekauft. Geb zuerst dem Jörg, der vor Grinsen das Maul nimmer zubringen kann, Tabak, Pfeife und ein paar Preußentaler; dann geb ich der Sabine den Kleiderstoff und drück ihr ein Schächtelchen in die Hand. Sie macht's auf und ruft, erfreut wie ein Kind: „Ah, e Korallenkette! Aber, Bauer, das ist doch viel zu nobel für mich!" Und sie bedanken sich, die beiden, und ich lehn den Dank ab, dieweilen er ja net nötig ist.

Dann nimmt die Sabine die Kette und betrachtet sie.

Sag ich: „Probier sie doch!"

„Jetzt net."

„Ich will aber sehn, wie sie dir steht."

Und ich nehm ihr die Ketten aus der Hand, öffne das Schloß und sag: „Halt mal e bißle still!"

Da wird sie rot wie e Klatschrose, neigt gleich

einer reifen Ähre den Kopf, und ich leg ihr die Ketten um den Hals. Und ich kann's net verhüten, meine plumpen Bauernfinger berühren ihre weiche, feine Haut, und es springt was wie Feuer auf mich über, läuft mir durch den ganzen Körper, und ich muß mich beherrschen, daß ich sie net auf den Nacken küss'. Ohne hörbar zu atmen, steht sie vor mir, und als ich meine Hände wegtu, bleibt sie noch eine flüchtige Weile so stehen, und in ihren blauen Augen liegt's, wie wenn sich die Sonne im Mai in dem Waldtürener Weiher spiegelt, wenn die alten Kastanienbäume rings um ihn blühen.

Dann blickt sie mich an so voll verlegener Seligkeit, ruft auf einmal: „Du meine Güte, der Braten!" und eilt mit rauschendem Kleid aus der Stuben die Stiegen nunter.

Tritt der Jörg zu mir und sagt mit der neuen Pfeife zur Tür deutend: „Könnt die Zwillingsschwester von meiner Friederike Wilhelmine sein, die Sabine, Bauer."

Schlag ich ihm auf den Buckel und sag: „Jörg, Jörg, das größte Wunder, das unserm Herrgott gelungen ist, sind doch die Weiber."

Grinst er und sagt: „Net alle, Bauer, sondern

bloß die zwei. Denn weißt, bei den andern, da hat der Teufel heimlich e paar Höllentropfen dreinträufeln lassen."

Nick ich bloß und guck mir den Baum an . . .

Soweit hab ich geschrieben gehabt, eh ich in den Stall gegangen bin. Nun sitz ich wieder am Tisch. Draußen wird's dämmerig und geht ein goldenes Leuchten ausm Wald in meine Stuben. Und ist mir's, als schauten die lachenden Gesichter aller derer, die einmal hier gehaust, auf mich und auf den duftenden Baum, unter dessen Zweigen ich schreibe. Es knistert rings um mich. Der alte Stoffel scheint sich zu regen, und im Ofen singt das Feuer. Vor den Fenstern schreien die Krähen. Und immer düsterer wird's draußen, aber immer lichter in mir. Das ist das Glück, das in mir leuchtet. Das Glück, das Glück . . .

Nun summt die Öllampe, wirft einen Lichtkreis um mich und läßt die übrige Stuben im Schatten. Da will ich nun weiter erzählen von unserm gestrigen Christabend.

Wir sind drunten in der Bauernstuben gesessen beim Festschmaus, und als die Sabine Kuchen und süßes Backwerk aufgetragen hat, bin ich mit der Laterne nunter in den Keller. Ist mächtig

groß und hochgewölbt der Keller, daß man mit einem vollen Erntewagen bequem könnt darinnen herumfahren. Und wie ich in ihm zu den alten, verstaubten Weinflaschen gegangen bin, die meine Ahndel vor fünfzig Jahren in Würzburg gekauft hat, bin ich auf einmal stehengeblieben und hab mit Schaudern im Rücken gelauscht; denn aus der Tiefe hat's geklungen wie Kichern, Schwatzen und Singen. Hab an meinen Vater gedacht, der allerlei hier geschaut und gehört hat, und an den Herrn Vetter, der einmal lachend gesagt hat: „Unter dem Kellerboden läuft halt ein Wasserzug, der euern Brunnen speist. Daher das Geräusch." Aber Vater hat sich's net ausreden lassen, und will ich mich lieber an seinen Glauben halten, als an den des Herrn Vetters, dessen Verstand doch nur eine Löwenhaut gewesen ist. Nehm also zwei Flaschen Wein und trag sie fürsichtig zwischen den Fingern, daß ich den Staub und die Spinnweben net abstreif; denn die sind ja so altehrwürdig wie der Hauch und das Dunkel auf dem Holzwerk in meiner Stuben da. Bleib noch e bißle stehn, lausch dem Gekicher und Schwatzen in der Tiefe und sag: „Habt treu ausgehalten bei uns, ihr da drunten. Weiß net, wie ich euch danken

soll. Aber dankbar bin ich euch für alles was, ihr getan habt und noch tun wollt."

Dann bin ich wieder nauf in die Stuben, stell die Flaschen auf den Tisch, und die Sabine sagt: „Wie doch unter der alten Staub- und Spinnwebenhaut der Wein leuchtet!"

Nickt der Jörg und sagt, daß ich ganz erstaunt gewesen bin über seine Weisheit und jetzt noch glaub, die drunten im Keller haben die ihm eingegeben: „Weißt, Sabine, das ist wie mit der Liebe eines gereiften Mannes."

Wird sie rot, geht zum Glasschrank, um nach Weingläsern zu suchen, und sagt: „Du, Bauer, der Jörg hat vorhin von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen angefangen."

„Recht so," sag ich. „Hätt' gern schon davon gehört. Aber sein Maul ist ja versiegelt gewesen die Zeit her."

Grinst er und sagt: „Vom Schönen red't man net alle Tag. So was spart man sich auf en Festtag auf."

Bringt die Sabine die Gläser, und schenk ich ein. Steigt ein süß herber Duft auf, und sieht der Wein aus wie Öl.

„Der stammt von 1811!" sag ich. „'s ist Kometen-

wein." Und damit heb ich mein Glas, um mit den andern anzustoßen.

Wird der Jörg lebhaft und ruft: „Auf die neue deutsche Rasse!"

Und stoßen wir an und trinken.

Nach einer Weile beginnt der Jörg, wobei er abwechselnd aus der neuen Pfeifen raucht und Süßigkeiten ins Maul stopft. Red't mehr zur Sabine als zu mir, und sitz ich e bißle im Schatten und hör zu und beobacht das Mädle, das nur nippt und an einem Strumpf strickt.

„Also," sagt der Jörg, „wie's da im Kissinger Kurgarten selbigsmal losgeht, bin ich fuchsteufelswild auf die Preißen gewesen und hab geschossen, was aus dem Gewehr rausgangen ist. Sind uns aber über gewesen, die Preißen, und haben wir zurück gemüßt. Weißt, sagen kann ich dir net alles, das weiß ich selber net mehr. Dazu ist's e Hitz gwesen zum Umfalle. Na ja. Endlich sind wir noch in den Kirchhof geschlüpft, und dann ist der Teufel losgange. Wir sind ja nur e Handvoll Versprengte gwesen, die andern sind lauter Altbayern ausm Gebirg gwesen. Donnerwetter haben die gschossen! Und dann kommt der Sturm, und ich so wütend, daß ich gegen die Kerl anrenn und brüll: „Kommt's

nur her, ihr Saupreißen!“ Und spring mit mein'm Bajonett wider einen mit einer Brillen und em roten Bart. Im selben Augenblick haut mich sein Kamerad so sakrisch über den Schädel . . . den Raupenhelm, weißt, hab ich schon unterwegs verloren . . . der haut mich also so sakrisch mit dem Kolben übern Schädel, daß mir ganz blümerant wird und ich einfach umfallen muß, ob ich will oder net will . . . Und sell ist gut gwesen, daß mich der mitm Kolben gelaust hat; denn mit dem vielen Blut, das mir übers Gesicht geflossen ist, ist auch die Wut wider die Preißen aus mir hinausgeflossen. Ordentlich leichter ist mir gewesen, wie ich wieder aufgewacht bin, und hab gleich mit den Preißen, die uns bewacht haben, en vernünftigen Dischkurs angefangen und gesehn, daß die Preißen ganz tüchtige Leut sind. Ganz hab ich das freilich erst eingsehn, wie ich meine Friederike Wilhelmine in Magdeburg kennengelernt hab . . .“

Er schweigt, hebt sein Glas und blickt grinsend in den Wein. Sabine schickt einen lächelnden Blick in meinen Schattenwinkel, und ich sag:

„Schlaf net ein, Jörg.“

Trinkt er langsam und sagt drauf bedächtig:

„O Bauer, da könnt man am besten schlafen. Aber . . . unser Pfarrer mag sich in Himmel, Höll, Fegfeuer und in der Kuchen seiner Haushälterin recht gut auskennen, von den Preißen und Preißinnen versteht er, mit Verlaub zu sagen, en Dreck. Hat er net als gepredigt, die Preißen wären Ketzer und wollten uns lutherisch machen? Der Lügenbeutel! Net wahr ist's. Ich bin in Magdeburg in der katholischen Kirche gewesen, und meine Friederike Wilhelmine ist so gut katholisch wie der Waldtürener Pfarrer oder vielleicht noch besser. Das sag ich dir, Bauer: Bayern und Preißen! Wenn die zwei zammhalten, nachher versohlen wir die ganze Welt."

Sag ich: „Worauf willst aber heiraten, Jörg? Hast ja nix."

Sagt er: „Sell ist wahr. Aber weißt, Bauer, ich hab mir gedacht: der Rabenhof ist so groß, daß für uns und unsere Kinder noch Platz genug da wär', wenn du nur wolltest."

„Hm, also, so e neudeutsche Kolonie?"

„Ja, so ähnlich." —

Schon sieben Uhr? Wahrhaftig, da klingelt schon der Schlitten in den Hof! Will also morgen weiter schreiben. Gott befohlen bis dahin! Herrgott,

wenn nur der Weihnachtsduft net aus meiner Stuben verschwände!

Sitz also wieder da unterm Weihnachtsbaum am Tisch und fang das Schreiben an. Aber weiß Gott! heut bin ich ein anderer als gestern, net Grübler, net Bauer, sondern so ein recht verdrossenes Mannsbild, das sich mit sich selber nimmer auskennt. Die Kuchen und das Feiertagsessen sind net schuld dran; bin auch net viel gsessen, sondern heut an die drei Stunden rumgelaufen im Wald; hab mich auch net grad offen geärgert. Und doch, da ist so e Sandkörnle in mein Seelenaug gefallen, und aus ist's gwesen mit der Weihnachtsfröhlichkeit.

Die Sach ist die: Gestern abend sitzen wir wieder beisammen, und sagt der Jörg zur Sabine: „Du bist doch auch in Kissingen gewesen? Wann denn und wo denn?"

Wird die Sabine ganz blaß und sagt: „Ja."

Drängt der Jörg: „Wann denn? Bist vielleicht gar am zehnten Juli dort gewesen?"

Nickt sie mitm Kopf.

„Wo hast denn da gewohnt?"

Sagt sie langsam: „Dicht am Kurplatz."

Ruft der Jörg: „Saxen, da hast ja am End gar die ganze Geschicht mitangesehn?"

„Net alles, aber gnug ... Ach, mehr als gnug." Und damit fängt sie an, Maschen an ihrem Strickstrumpf zu zählen, und ich merk, daß sie schwer an was trägt. Aber der Esel, der Jörg, der merkt nix und sagt:

„Gelt, das is e Professorin gewesen, bei der du zuletzt gewesen bist?"

Sagt sie, ohne aufzublicken: „Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig ... ja ... sechsundzwanzig."

Rennt der Nickel wie e Sturmbock mit e neue Frag gegen sie: „Hat sie Kinder gehabt?"

Sabine nickt.

„Mädle?"

Sabine schüttelt den Kopf.

„Also Bum. Wieviel?"

Hebt sie eine Stricknadel empor und senkt den Kopf noch tiefer.

„Einen? Wie alt?"

Blitzt ihn die Sabine mit ihren blauen Augen an und ruft zornig: „So laß mir doch mal meine

Ruh, Jörg! Siehst denn net, daß ich Maschen zählen muß?"

Und wird's nun eine lange Weile still, und wir zwei, ich und der Jörg, rauchen um die Wett, reden aber kein Wörtle.

Sagt endlich der Jörg, der bockbeinige Lümmel, wie er sieht, daß die Sabine wieder tüchtig drauflosstrickt: „Gelt, jetzt mußt nimmer zählen?"

Schüttelt sie den Kopf, und fährt er also fort: „Wie alt ist denn der Bu von der Professorin?"

Wird die Sabine glühend rot und sagt: „Ich denk, so vierundzwanzig."

Und da, in dem Sekündle ist mir e Sandkörnle in mein Seelenaug gefallen, mit der Weihnachtsfreud ist's aus gewesen, und ich hab e Gefühl gehabt wie Anno 59, als mir der Hagel in e paar Minuten die ganze Ernte zerschlagen hat.

Packt die Sabine ihr Strickzeug zusammen, sagt: „Ich muß noch was tun in der Küchen", und geht aus der Bauernstuben.

Guckt mich der Jörg an und grinst, und sag ich im Ärger: „Du bist e Schafskopf!" und geh auch aus der Stuben, zieh meinen Mantel an und lauf noch e Stund lang draußen in der Kälte rum. Und wie ich dann wieder heimkomme, hat der

Jörg die zwei Flaschen Wein, die ich uns spendiert hab, ausgesoffen und brüllt: „Ich bin ein Preiße, kennt ihr meine Farben?"

Da hab ich den baumlangen Kerl am Kragen gepackt und in seine Kammer geschleppt, wo er noch eine Weile gebrüllt hat.

So ist der erste Feiertag vergangen, und ich bin eigentlich froh gewesen, wie ich heut den trüben Himmel gesehn und den Wind hab pfeifen hören. Hat just zu meiner Stimmung gepaßt. Die Sabine geht mir ausm Weg und hat verweinte Augen und ich tu, als seh ich sie net.

Herrgott, wirklich e noble Weihnachtsfreude! Und ist doch so schön gewesen am Heiligen Abend wie in em Märchen ...

Bin nun lange vor dem alten heiligen Stoffel gestanden und hab ihn angeguckt. Ist das Holz rissig geworden, und hat das Gesicht alle Farben verloren; aber die Falten um den Mund hat die Zeit net können wegfressen. Und da ist mir gewesen, als ob er auf einmal zu reden anfangen tät. Vielleicht hab ich mir's auch nur eingebildet.

„Schau, Kilian," hat er gsagt, „ich bin e paar Jahrhundert auf der Bucher Brücken gstanden und hab viel an mir vorüberziehen sehn. Gleich-

gültige und Bekümmerte, Bauern und Pfarrer, Soldaten und Flüchtlinge. Haben mich gegrüßt oder auch net, wie der schwedische Reiter, der mir e Kugel in den Bauch geschossen hat. Denen allen bin ich nur e Figur gewesen, ob mir gleich der Riemenschneider, der Würzburger Meister, der mich geschnitzt hat, eine Seele eingehaucht hat. Nun steh ich da bei dir, und da ist's nobel. Aber schau, warum weckst net die Seel in ihr? He? Wie ich unser Christkindle übers Wasser getragen hab ... und ich wär schier selbst dabei ertrunken ..., so soll der Mann das Liebste, was er hat, namentlich, wenn's so recht herzbekümmert ist, auch übers Wasser tragen. Weißt, er soll die Not solch eines hilflosen Menschen zu der seinen legen und mutig ins Wasser stapfen. Geht's ihm dann auch bis an die Lippen, ertrinken kann er net. Siehst, Kilian, dazu hat mich der Würzburger Meister geschnitzt ... Und schau, die Sabine, die ist auch so ein Kindle, wie das da auf meinem Arm. Du mußt ihr helfen. Wer sollt es sonst tun? Statt dessen sitzt du da und bist gallig. Und zürnst ihr, weil du net ihr ganzes Leben klar überblickst, sondern irgendwo was Trübes argwöhnst. Was hinter ihr liegt, geht dich nix an. Es kann

nix Schlechtes sein. Aber wenn sie en Kummer aus der Vergangenheit mit in dein Haus gebracht hat, dann mußt du den auf dich nehmen. Oder ist sie net dein Liebstes?“

Da hab ich mit dem Kopf genickt und gesagt: „Vergelt's Gott! Will's versuchen. Aber darf ich denn? Darf ich denn? Ich hab sie ja so lieb, so arg lieb ... Aber darf ich alter Mensch so e junges Ding lieb haben? Und wenn sie en andern gern hätt', und ich glaub, es is so mit dem Professorssohn, darf ich ihren Kummer zu meinem legen?“

Hat er gesagt: „Grad wenn sie dich net möcht', mußt ihr helfen, weil sie dein Liebstes ist. Darfst net an Dank denken und net daran, daß du sie dir gewinnen könntest. Sondern ganz selbstlos, bloß weil sie leidet und du sie gern hast, mußt du ihr beistehn.“

Und da hab ich mich wieder unter den Christbaum gesetzt und sinniert. Bin endlich zu dem Schluß gekommen: Ich will ihr nix merken lassen, daß ich sie lieb hab. Sondern bloß um ihretwillen will ich mit ihr reden.

Armes Mädle! Ich hab das Häufel Papier und Tinte und Feder und kann niederschreiben, was mich bedrückt. Aber sie muß alles in sich ver-

schlossen tragen. Und solche verschlossene Sorgen, die wachsen und zersprengen schließlich das stärkste Herz.

Ist doch gut gewesen, daß ich den alten Stoffel in mein Haus gefahren hab. Wenn Menschen mir net raten können, raten mir unbelebte Dinge. Das hab ich schon oft erkannt. Und manchmal glaub ich, ich besitze doch die Gabe, die Seelen solcher Dinge zu wecken und zum Reden zu bringen. Gott, bewahr mir solche Gabe!

Am Abend des Tags der heiligen Genoveva. Stehen wir also im neuen Jahr 1867, und will mir die Zahl, die ich heut zum ersten Mal schreib, gar absonderlich und bedeutungsvoll dünken, ob ich gleich net weiß, warum. Oder sollten auch Jahres- und Monatszahlen Seelen haben? Und sollte es Glücks- und Unglücksseelen geben unter diesen Jahres- und Monatszahlen, wie es Tag und Nacht, Licht und Schatten gibt?

Weiß net. Aber das weiß ich: Wer Pech haben soll, friert an der Augustsonne und schwitzt im Winter aufm Eis.

Hab viel Verdruß gehabt die letzten Tag im vorigen Jahr und auch das neue hat mit Ver-

druß begonnen. Ist mir ein Pferd eingegangen und hat der Schnee, der nach Weihnachten gefallen ist, das halbe Scheunendach eingedrückt und im Klingental an die zweihundert Tannenbäum wie Schwefelsteckele umgeknickt. Und das net genug, hab ich mit dem Pfarrer von Waldtüren, dem die Gans noch e bißle im Magen liegt, mich verzürnt, weil ich während dem Gottesdienst mit dem Schellenschlitten an der Kirch vorübergefahren bin. Wär e Skandal für en christlichen Mann, hat er mir geschrieben, und hab ich ihm geantwort't: „Ich wundere mich, daß Sie das gehört haben; müssen also doch net so ganz beim Beten gewesen sein." Hat er drauf mir sackgrob geantwort't und mich beim Gendarm angezeigt. Und weil der Pfarrer öffentlich wider mich schimpft, tun's auch seine Schafe, die Waldtürener, und schreien mir allerlei Spottreden zu, so daß ich neulich mit der Peitschen unter die Burschen und Buben geschlagen hab.

In Summa, wie der Herr Vetter Immerwach zu sagen gepflegt hat, wenn er von allerlei Geschehnissen die Lehre abgezogen hat, wie von em Hasen den Balg, in Summa: überall Ärger und kein Absehen, daß dem ein Ende wird.

Der Weihnachtsbaum ist nun schon längst aus meiner Stuben entfernt, und nur das Christkindle und der Stoffel tragen noch ihre Tannenkränzlein. Aber wenn ich so still sitze und vor mich hin sinniere, hör ich die dürren Nadeln aus den Kränzlein zu Boden rieseln, und ist mir dann, als hörte ich den Sand in der Riesensanduhr Zeit niederrieseln. Und da klingt's in mir: Vorbei, vorbei...

Ist's nun 10 Uhr und hab ich vor einer Stunde lang mit der Sabine gered't. Die Sach ist aber die gewesen: Die Sabine hat sich seit dem dritten Weihnachtsfeiertag wieder wie sonst benommen, nur ist sie mir, mein ich, e bißle ausm Weg gegangen. Vorhin nun kommt s' in die Stuben und fragt was, weil sie morgen nach Markt-Buch geht. Und da haben wir uns verplaudert.

Hab ich sie gefragt, was sie zu meinem Streit mitm Pfarrer meint, und hat sie geantwort't: „Bauer, sei du der Klügere und gib nach! Wie hast ihm aber auch so e zähe Gans schicken können! Weißt was? Schick ihm einen Schinken und e Flaschen Wein und schreib ihm, er soll dir's von neulich net übel nehmen; es sei dir halt was im Magen glegen und das würd er doch wohl verstehn."

Muß ich lachen und sag: „Du hast's faustdick hinter den Ohren, Sabine.“

Wird sie rot und sagt: „Aber nein, das ist net wahr.“

Werd ich ernst und frag: „Tätst bei mir bleiben, wenn ich mitm Pfarrer und mit der Kirch mich entzweite?“

Sieht sie mich lange mit einem klaren, ruhigen Blick an, eh sie sagt: „Bauer, das ist e Gewissensfrag.“

„Ja. Und drum frag ich dich.“

Sagt sie und wird dabei von neuem rot: „Die Frau Professorin in Würzburg hat en Bruder gehabt, der ist Geistlicher gewesen. Und eines Tages ist von einem Bekannten gesprochen worden, der aus der Kirch ausgetreten ist, weil er net alles hat glauben können. Hat der geistliche Herr geseufzt und gesagt: ‚Hat der gute Mann nur einen Glauben gegen den andern vertauscht. Denn selbst wer nix glaubt, glaubt, daß er nix glaubt, und ist in Abhängigkeit von diesem Glauben. Weißt, Schwester, das mit der Kirche ist wie das mit der Natur. Der eine freut sich an Blumen, der andre an Wolken. Die ganze Natur und den ganzen Glauben kann doch keiner erfassen.

Also ist's am besten, sich zu fügen und in Kirche und Natur seinen Liebhabereien zu leben. Die kirchliche Lehre ist wie ein Wald, da kann sich jeder seinen besonderen Weg wählen. Ich mach's ja auch so.'"

„Hm," sag ich. „Und ist das auch deine Ansicht?"

„Ja."

„Na, dann wären wir ja einig. Weißt, Sabine, meine Seele ist gut katholisch. Aber was in der tief drinnen steckt, mein Ich, das will manchmal nach einer ganz andern Richtung laufen."

„Ist das zweierlei, dein Ich und deine Seele?"

Nick ich bloß, und schaut sie mich nachdenklich an. Nach einer Weile sagt sie: „Sag das lieber net dem Herrn Pfarrer! Der möcht dich net verstehn."

„Verstehst du mich."

„Noch net. Aber später vielleicht. Weißt, ich glaub, daß du tiefer denkst, als der Herr Pfarrer. Und da wirst du schon recht haben. Meine Frau in Würzburg hat einmal gesagt: ‚Pfarrer sind auch nur menschliche Gefäße, und der liebe Gott kann net all seine Lieb und sein Wissen in sie füllen können . . ."

„Ganz recht. Und drum geht meine Seele in die Kirch, mein Ich aber zum lieben Gott."

Nickt die Sabine mitm Kopf und sagt: „Dann versteh ich dich schon e bißle."

Sind nun ein paar Minuten still gewesen, bis ich endlich gesagt hab: „Das mitm Pfarrer bedrückt mich net so arg, wenn nur das Gespött der Waldtürener net wär."

Und da stellt sich heraus, daß die Sabine net viel von der Ursach weiß und von dem Elend, das der Schulz mit seinem Gehöhn über Vater, Mutter und mich gebracht hat.

Wird sie ganz rot vor Zorn und sagt: „Verklag sie doch, die Leut! Was kannst denn du dafür, daß deine Ahndel so ein Unglück gehabt hat? Stellst doch auf jeden Fall deinen Mann, und ist nix Französisches an dir, mein ich. Denn dein schwarzer Bart und deine Nase, die hab ich genau so bei einem Kötzler in Würzburg gesehn, und der stammt doch gewiß net von einem Franzosen. Nur deine Augen sind anders, aber auch net französisch. O nein ... gewiß net."

Und sie senkt, als hätt sie zu viel gesagt, den Kopf, und mir wird ganz hellfroh zu Mut.

Sagt sie auf einmal: „Eigentlich sollst dich net um solche Leute kümmern. Du wohnst da oben aufm Berg und kannst wie e König schalten und

walten. Laß die dummen Menschen lachen und spotten. Tät doch jeder mit dir tauschen, wenn's ginge; aber du tätest mit keinem von ihnen tauschen."

„E wahres Wort, Sabine! Und ich bin froh, daß ich mit dir so offen hab reden können."

Sagt sie gute Nacht und will gehen.

Ruf ich sie an der Tür zurück: „Du, Sabine! Jetzt wird's kalt da oben... Putz mal der Ahndel ihre Stuben, stell ihre Sachen e bißle zusammen und quartiere dich fortan in ihrer Stuben ein. 's ist wärmer dort."

Wird sie glühend rot und sagt: „Aber nein, Bauer!"

„Ich will's aber so. Du bist keine Stallmagd, sondern... sondern meine... meine Haushälterin..."

Sagt sie leise: „Dann dank ich dir halt vielmals." Und geht aus der Stuben.

Bin dann noch lang vor dem Tisch gesessen und mir ist gewesen, als habe jetzt erst das Jahr 1867 begonnen und verspreche, ein glückhaftes Jahr zu werden.

Und wie ich hernach ausm Fenster geguckt hab, ist eine Sternschnuppe vom Himmel geflogen, so schnell, daß ich mir nix hab wünschen können. Tut nix, in meinem Herzen steht ja doch nur ein einziger Wunsch...

Heut an Fabian und Sebastian muß der Saft in die Bäume gahn. 's ist aber bitter kalt und trüb, und bläst aus der Rhön ein eisiger Wind, und wohin ich schau, seh ich nix als Schnee, Schnee und nochmals Schnee. Hab nun heut einmal mich abgestumpften Menschen wieder ein bißle mit der Vernunft bearbeitet und bin ich auf die Weise zu der oft nachgeschwätzten, aber doch nie recht aus der Erkenntnis des Herzen stammenden Ansicht gekommen, daß unser Herrgott alljährlich auf gesetzlichem Wege das allergrößte Wunder vollbringt, wenn er auf den starren Winter den belebten Lenz folgen läßt.

Wenn das einer läse, tät er wohl sagen: „Das weißt du jetzt erst?" O, tät ich dem antworten, zwischen Wissen und Wissen ist ein eben so großer Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Es kann einer was wissen jahrelang und weiß es doch net, weil's ihm nur so irgendwoher zugeflogen ist und er es sich net erarbeitet hat. Erst wenn man sich's erarbeitet hat, wenn's wie etwas ganz Neues vor uns hintritt und uns doch wieder als was Altbekanntes grüßt, haben wir das wahre Wissen.

Und so ist mir's heut ergangen.

Es ist ein seltsam, pendelmäßig arbeitendes Ding:

Im Winter, wenn alles starr und tot scheint, arbeitet das Leben in der Erde, in den Wurzeln, Stämmen und Ästen. Und im Lenz, wenn alles vor Leben jauchzt, ist schon wieder der Tod in all den Pflanzen an seiner geheimnisvollen Arbeit.

Und das, diese geheimnisvolle Maschinerie, bewundere ich fast noch mehr, als was von ihr im Winter und Lenz hergestellt wird.

Hab davon aus weiter gedacht und bin zu der Ansicht gekommen, daß dieselbe geheimnisvolle Maschinerie net bloß im menschlichen Körper, sondern auch im menschlichen Fühlen, Denken, Wollen arbeite und zwar, daß sie ohne unser Wissen so arbeite.

Welche Triebkraft diese Maschinerie in Bewegung setzt, weiß ich net. Ich nenn sie halt das Leben, und mein ich, es ist dasselbe Leben, das sich in mir, im Getreide, im Wasser, in der Luft, kurz überall regt, wenn es auch vielleicht nach Form und Stärke verschieden ist. Wie Luft und Licht alles durchdringen, so durchdringt auch das Leben alles.

Aber was ist dann der Tod?

Hm, Kilian, was ist dann der Tod?

Wenn Pflanzen sterben und Wolken vergehen,

wenn im Winter die ganze Natur tot scheint . . . ist dann auch alles vorüber? Nein, sondern die Pflanzen wandeln sich um, desgleichen die Wolken. Und unter der Winterdecke arbeitet die Maschinerie weiter.

Ich hab's!

Tod ist Leben, Leben in anderer Form. Aber Tod ist net das Ende . . .

Meine Seele stellt sich das ja ganz anders vor, gleichsam in einer Reihe von Bildern und schaut hinter dem Tod das Fegfeuer, die Hölle, den Himmel. Aber mein Ich denkt fast ohne solche Notbehelfsbilder und fühlt sich wohl dabei . . .

Will aber heut net weiter darüber sinnieren, dieweilen ich noch anderes zu schreiben hab. Anderes, was in mir wühlt, wenn ich's auch tagsüber net merk.

Am letzten Sonntag also sagt die Sabine: „Heut schaut der Wald so schön herüber, daß man schier in ihn hineinlaufen möcht."

Sag ich: „Können wir ja tun. Der Schnee ist fest gefroren, und bricht eins von uns ein, zieht ihn das andere heraus."

Und so sind wir um Mittag bei klarem Himmel ausgezogen und durch den herrlichen Winterwald

gegangen. Die Sabine hat nur immer mehr gejubelt, und hab ich doppelte Freude gehabt, an ihrer Freude und an der Schönheit des Waldes. Geredet haben wir wenig, aber desto mehr gelacht, wenn eines von uns durch den Schnee gebrochen ist und der andere hat helfen müssen . . .

Ich hab kein Ziel im Aug gehabt, weil's am schönsten ist, ohne Plan im Wald herumzulaufen. Aber nun sind wir beim Heraustreten ausm Wald auf einmal auf einer Höhe gestanden, und hat die Sabine gesagt, nachdem sie südwärts über die Hügel und Wälder geschaut:

„Du, Bauer, das hast du mir doch schon am ersten Tag gezeigt . . ."

Streif ich ihre frischen, roten Wangen und die sinnenden Augen und sag: „Hast ein gutes Ortsgemerk. Ja, dort drunten ist das Saaletal und dort hinter dem Vorsprung, wo der Wald seine Nase vorschiebt, liegt Kissingen."

Sieht sie in die Gegend, und scheint mir das Blau ihrer Augen tiefer zu werden.

Sag ich: „Hab dich wirklich net daher führen wollen, Sabine."

Schaut sie mich fragend an, und fahr ich fort: „Ich glaub, du denkst net gern an Kissingen."

Atmet sie rascher und sagt dann: „Ich denk sogar viel an Kissingen . . . Aber, Bauer, weißt, net zum Vergnügen, sondern weil ich dort drunten so arg Schweres erlebt hab.“

Seh in ihren Augen Tränen, erinnere mich an den heiligen Stoffel und sag:

„Schau, Sabine, ich bin net neugierig, gewiß net. Aber jetzt, wo ich merk, daß dich was bedrückt, mein ich, ist's meine Pflicht, daß ich mit dir red. Erzähl mir, was dir's Herz so gar schwer macht. Du bist kein gewöhnlicher Mensch, der bloß in den Tag hineinlebt, sondern du hast was Besonderes in die Seel gelegt bekommen. Und ich glaub, das darf ich auch von mir sagen. Sind wir also wie zwei Kameraden und sollen miteinander tragen, was jeden trifft, solang wir noch beisammen sind . . .“

Nickt die Sabine und sagt: „Hab nix zu verbergen vor dir, Bauer. Also schau. Ich bin mit vierzehn Jahren zu der Frau Professorin nach Würzburg kommen. Ist eine Witwe gewesen und hat mich net als Magd, sondern wie eine Tochter behandelt. Hat mich unterrichtet in allem und hab ich immer, selbst wenn Gäste dagewesen sind, am Tisch mit essen müssen. Ihr einziger Sohn,

der Herbert . . . ist ein braver Mensch gewesen, hat studiert und . . .“

Sie wendet sich mit nassen Augen mir zu und sagt schluchzend:

„Denk net, daß je was zwischen uns gewesen ist, Bauer. Gewiß net. Freilich, gern gehabt hab ich ihn, sehr gern sogar, und wenn ich auch gewußt hab, daß ich viel zu ungebildet bin, verhindern hab ich's net können, daß ich mir manchmal Luftschlösser gebaut hab.“

Sag ich, ob es mir gleich weh getan hat: „Ist dein gutes Recht gewesen, Sabine, und kann dir niemand deshalb einen Vorwurf machen.“

Sagt sie: „Wie ein Bruder ist er zu mir gewesen, der Herbert . . . Im Frühling ist die Frau Professorin leidend geworden, und sind wir nach Kissingen gefahren. Dann hat's so kriegerisch ausgesehen, aber die Kranke hat net heimreisen können, weil sie zu elend daran gewesen. Und im Juni hat nun der Herbert geschrieben, daß er einrücken müsse. Kannst dir denken, was seine Mutter um ihn ausgestanden hat und ich . . .“

Sie atmet schwer und wischt sich die Augen; dann spricht sie leise weiter: „Hab viel gebetet damals, Bauer, und bin in großen Ängsten ge-

wesen. Am neunten Juli abends hat's von Soldaten nur so gewimmelt. Und hab ich noch spät in die Apotheke gemußt, da marschiert ein neues Regiment an mir vorbei, und auf einmal springt ein Soldat, der Herbert, aus der Reihe, preßt mir die Hand, fragt nach seiner Mutter, verbietet mir aber zu sagen, daß er hier sei, damit sie sich net aufrege, und sagt: „Auf Wiedersehn, Sabine! Wir zwei kommen doch noch zusammen." Dann eilt er fort. Am Morgen geht dann der Kampf los. Großer Gott, ist das furchtbar gewesen! Wir schaffen die Schwerkranke in den Keller . . . Nein, ich kann dir heut net alles erzählen, Bauer. Nur das Fürchterlichste noch. Wie die Preußen mit dem Bajonett über den Kurgarten gestürmt sind, das hab ich gesehen durch eine Fensterspalte beim Hausmeister. Und — da, vor meinen Augen, hat ein preußischer Soldat dem Herbert, der sich ins Haus zu seiner Mutter hat retten wollen, das Bajonett durch die Brust gestoßen . . ."

Schlägt die Sabine schluchzend die Hände vors Gesicht, und leg ich sanft meinen Arm um die Bebende und sage: „Du arms Mädle!"

Hat sich die Sabine hernach e bißle ausgeweint und sagt, nachdem ich ein paar Schritte zurück-

getreten bin: „Ich lauf mit dem Hausmeister naus und tragen wir den Herbert ins Haus. Und wie er da auf einer Matratze liegt, schlägt er die Augen auf, erkennt mich, schlingt ... ich knie neben ihm ... die Arme um mich und zieht meinen Kopf zu sich nieder. Er schaut mir in die Augen und flüstert mit einem seligen Lächeln: ‚Sabine? Nun kann ich glücklich sterben, weil ich bei dir bin ... Grüß die Mutter!‘ Und er küßt mich, und dann ... dann liegt er still und stumm ... und ich bin wie im Traum und weiß net, wie ich's der Frau Professorin sagen soll ...“

Wir sind still durch den Wald heimwärts gegangen. In mir sagt immer eine Stimme: „Er hat sie geküßt. Ihn hat sie gern.“ Und es tut mir weh, ob ich die Sabine gleich bemitleiden und bewundern muß. Ist so gar fein, das Mädle, an Leib und Seele! Und ich dummer, plumper Bauer bin auf den Toten eifersüchtig! Häßlich ist's von mir. Aber ich kann mir net helfen. Mir ist, als wär ein schöner Traum ins Nichts zerflossen ...

Und die Sabine hat das gefühlt. Auf einmal sagt sie: „Gelt, das hast net von mir gedacht, daß ein Bauernmädle, wie ich, so was erlebt hat? Und nun schaust auf mich herab ...“

Sag ich „Auf schau ich zu dir, Sabine. Aber ich bin so klein, daß ich net in dein Herz schauen kann. Hast Schweres dürchgemacht, sehr Schweres. Und ich dank dir, daß du zu mir Vertrauen gehabt hast. Kannst offen mit mir reden, Sabine, wenn's dich von neuem bekümmert. Bin zwar ein alter Mensch, aber wo ich dir helfen kann, da tu ich's gern . . ."

Und wenn wir seitdem auch näher miteinander bekannt geworden sind, so stehen wir einander doch ferner als sonst. Denn ich weiß, sie trauert um den Toten, den sie geliebt hat, und ihr Herz weint um ihn. Zwischen uns steht er, der im Sterben sie geküßt hat, und wenn ich ihr natürlich auch net verarg, daß sie ihn geliebt hat, wenn sie net mich mit ganzem, vollem Herzen lieb hat, müssen wir voneinander geschieden bleiben.

Ist ein schöner Traum gewesen, alter Kilian; aber nun wach auf! Wirf alle Hoffnungspläne weg! Dein Alter und jener Kuß des Sterbenden verbieten ihre Erfüllung.

Du mußt in Einsamkeit weiterleben, wie bisher . . .

Bin lange bei der Lampe gesessen und hab gegrübelt, und bin nun zu einem Entschluß gekommen: Im Frühjahr bau ich hinterm Rabenhof ein

Häuschen. Kann ich net Weib und Kinder um mich haben, so soll der Jörg doch net mein Los teilen. Soll seine Friederike Wilhelmine heiraten, der alte Bursch.

Und die Sabine bleibt bei mir, so lang es ihr gefällt. Und hält sie aus, soll sie einmal den Hof erben. Ich weiß, daß er dann in guten Händen ist.

Ja, ja, Fabian und Sebastian, da muß der Saft in die Bäume gahn. Und gute Gedanken müssen da ausm Herzen in den Kopf gehn, damit sie dereinst Form und Gestalt annehmen können...

Am Tag des Franz von Sales. Grad ist der Doktor fortgefahren und hat zuvor bedenklich den Kopf geschüttelt, der Jörg ist mitm Schlitten nach Markt-Buch in die Apotheke, und die Sabine kocht in der Küchen Fliedertee.

Nein, so was! Ein wildfremder Mensch drüben in der Stuben, die ehedem der Herr Vetter bewohnt hat. Ist das schon einmal aufm Rabenhof dagewesen?

Aber ich will's doch niederschreiben, wie das alles gekommen ist.

Gestern also, wie ich ausm Stall tret, seh ich

einen schmächtigen Mann in Pelzmantel den Weg von Waldtüren heraufgehen. Bleibt oft stehn, sieht sich um, guckt den Hof an und hustet. Hat einen kurzen blonden Bart und dunkle Augen, ein scharfes Gesicht und dichtes Haar. Kommt er langsam auf mich zu, schaut mich forschend an und sagt, als rede er net immer Deutsch:

„Ist das der Rabenhof?"

„Ja."

„Wem gehört er?"

„Mir."

Blickt er schärfer mich an und sagt: „Wie heißen Sie?"

Sag ich: „Kilian Kößler."

Gibt's ihm einen Ruck, und macht er ein paar Schritte auf mich zu.

Sag ich e bißle kurz: „Sie sind wohl ein Agent? Da habn S' den Weg bei dem Wetter umsonst gemacht."

Sagt er: „Nein, ich bin Künstler . . . Bildschnitzer . . . und komm aus Amerika. Heiße Harry Breitmann und reise zu meinem Vergnügen . . ."

Fallen mir seine roten Backenflecken auf, und sag ich: „Da hätten Sie aber ein besseres Wetter abwarten sollen."

„Ja, wenn man's nur immer könnte! Ich hab gehört, daß hier in der Gegend alte Schnitzereien seien, und drüben in dem Dorf hat man mir gesagt, Sie hätten einmal so eine alte Figur hierher gebracht ... Sie scheinen mir auch so ein Altertumsfreund zu sein ..."

„Schon. Aber ich verkauf sie net, die Figur."

Sieht er mich ein bißchen belustigt an und sagt: „Will sie auch net kaufen. Bin schon zufrieden, wenn ich sie anschauen darf."

Führ ich ihn also ins Haus, und fragt er, ob ich verheirat't wäre. Sage ich nein, und antwortet er drauf, nachdem er furchtbar gehustet hat: „Haben also auch darin Ähnlichkeit, wir zwei. Na, dann führt Ihnen wohl eine alte Mutter die Wirtschaft?"

„Auch net. Hab meine Mutter net gekannt."

„O!" sagt er bedauernd und tritt in meine Stuben und betrachtet den heiligen Stoffel.

Sagt: „Ein Prachtwerk! Da steckt Kraft drinnen und Leben, und der Meister, der Riemenschneider, der es geschnitzt, ist ein feiner Kopf gewesen."

Sieht sich dann in der Stuben um und sagt mit einem Blick auf mich:

„Da kann eigentlich nur ein Poet hausen."

„Bis jetzt wohne ich da."

Lacht er und streicht mit schmalen Fingern das dichte Haar zurück, und ich seh ihn genauer an und denke: „Sechsunddreißig Jahre mag er alt sein und ein ehrlicher Mensch." Drückt er mir auf einmal die Hand und sagt: „Darf ich den Christophkopf nachschnitzen?" –

„Ich geb die Figur net ausm Haus."

„Na, dann schnitz ich sie halt bei Ihnen." Und in seinen Augen ist's wie ein Bitten gelegen.

Sag ich: „Aber Sie können doch net alle Tage den weiten Weg zu uns herauf machen!"

Lacht er herzlich und sagt: „Nehmen Sie mich für ein paar Wochen in Wohnung. Ich zahl gern, was Sie verlangen. Wissen Sie, ich sehn mich ordentlich einmal danach, in so einem stillen Hof zu leben."

Such ich nach Ausreden, und sinkt er plötzlich stöhnend da in den Sessel, auf dem ich jetzt sitze, und hustet, daß ich meine, es sei Matthäi am letzten mit ihm.

Sag ich, nachdem er sich e bißle erholt hat: „Männle, Männle, Sie hätten mit ihrer Gesundheit lieber drüben in Amerika bleiben sollen."

Wehrt er mit der Hand ab und sagt nach einer

Weile„: Wenn's den Menschen treibt, eine Reise zu machen, steht Gott hinter ihm. Es ist wahr, ich bin net ganz gesund und hab mich e bißle erkältet. Aber das geht vorüber. Auf jeden Fall fühl ich mich hier recht wohl." Und sieht mich mit seinen dunklen Augen so treuherzig an, daß ich mein, ich hätt' ihn schon immer gekannt, und sagt darauf: „Nun, wie steht's? Haben Sie sich's überlegt?"

Sag ich: „Vermieten tu ich nix. Aber ... wenn Sie mein Gast sein wollen, ist's mir recht."

Drückt er mir die Hand lang und fest und sagt kurz: „Danke."

Dann ruf ich die Sabine und, wie sie kommt, mach ich sie mit dem Amerikaner bekannt, und fällt mir net gerad angenehm auf, daß er den Blick net von dem Mädle wendet. Bin deswegen fast ärgerlich gewesen. Die Sabine aber hat sich richtig benommen und net viel zu seinen Späßen gesagt. Und wie sie die Stuben wieder verlassen hat, ist er aufgestanden und zu mir getreten.

„Herr Kötzler," hat er gesagt, „das ist doch kein Bauernmädle?" Und weil er in meinen Augen wohl was gelesen hat, fährt er fort: „Ich bin den Frauen net gefährlich. Das dürfen Sie mir glauben.

Ich frag auch nur als Künstler. Das Mädle ist so von innerer Schönheit, daß das, was e bißle unregelmäßig in ihrem Gesicht ist, davon ganz verklärt wird."

Nick ich und sag: „Gell ist wahr. Hab's auch schon gemerkt, ob ich gleich nur e Bauer bin."

Lacht er kurz und sagt: „Ja, Bauer nach außen und Poet nach innen. Die Sabine als Fee und diese Stube als Dichterheim. Herr des Himmels, hätt' nie geglaubt, daß so viel Poesie in einem winzigen Erdenfleckchen zu finden wäre. Was sind wir da drüben in Amerika doch arme Prosamenschen!"

Führ ich ihn hernach in sein Stübchen, das neben meiner Schlafstuben liegt, und von dem aus man über den Hof und die verschneiten Felder nach dem Klingental-Wald schaut.

Sagt er: „Schön. Und am schönsten, weil kein Bild das alte Getäfel verunziert. Hab in manchem Haus bei uns drüben solch Getäfel gesehen, das aus einer deutschen Stuben stammt. Aber das wirkt wie ein ausgestopfter Leichnam. Die Seele ist net mitgezogen."

Da hat der Fremde mein Herz gewonnen, und sag ich: „Weil Sie so reden, geradeso wie ich denk, heiß ich Sie von Herzen bei mir willkommen."

Da sieht er mich an, als ob er was reden wollt', schweigt aber und schaut aus dem Fenster.

Schick ich nach Tisch den Jörg nach Waldtüren nunter, daß er die Koffer des Fremden hole, und gehe auf seine Bitten trotz des rauhen Wetters e bißle mit ihm spazieren. Er fragt viel nach diesem und jenem, und manchmal kommt mir's vor, als wüßt' er mehr von der Gegend, als er namens haben will.

Aber allmählich wird er still und stapft müde durch den Schnee, so daß ich ihn auf dem kürzesten Weg heimführe. In der Bauernstuben setzt er sich nieder, red't kein Wort und hustet in einem zu.

Erst, wie der Jörg am Spätnachmittag wiedergekommen ist, ist der Amerikaner e bißle munterer geworden, hat in einem der drei Koffer gekramt und mir hernach eine Menge Zeichenheftchen oder, wie er sagt, „Skizzenhefte", zum Anschaun gegeben.

Hab ich mich weidlich verwundert über seine Kunst und net damit hinterm Berg gehalten, und hat er bloß gesagt: „Lauter Stümperwerk! So, wie ich's im Geist mir vorstelle, bring ich's ja doch net zusammen."

Sag ich: „Uns Bauern geht's grad so. Die Ernte, auf die wir rechnen, ist allemal eine voll-

kommene, und wenn sie dann sichtbar wird, ist's knapp e halbe."

Sagt er e bißle gereizt: „Das mag Euch Bauern leid tun, weil Ihr ja doch bloß an Goldgewinn denkt. Aber wir Künstler ... Ha, dächten wir auch bloß an Gewinn, das Publikum nähm' auf Treu und Glauben den allergrößten Schund. Wir Künstler sind eben Idealisten." Und damit klappt er das Heft zu.

Sag ich: „Net so hitzig, Männle! Ein Bauer wie ich hat auch eine Stell in seinem Herzen, wo er das verfluchte Geld net kennt. Und wenn er sich abrackert jahraus, jahrein, so tut er's net bloß wegen Geld oder Nutzen oder daß er net verhungert oder aus Gewohnheit, sondern weil ihn was dazu treibt, weil ihn die Lebenskraft dazu treibt, wie die Lebenskraft Sie dazu treibt, immer und immer wieder dieselbe Hand zu zeichnen."

Sieht er mich lang an und sagt: „Sind alle deutschen Bauern so wie Sie?"

Sag ich: „Das weiß ich net. Aber ich hoff's."

Und haben noch lange so miteinander dischputiert, und hat er sich als e recht reizbares, hitziges Männle vergezeigt, aber doch auch ein gutes Herz net verleugnet.

In Summa: Der Dischput hat mir doch gut getan, dieweilen er mir gezeigt hat, daß ich zwar ein anderes Feld als der Amerikaner bestell, sonst aber im Denken und Schaffen in nix hinter ihm zurücksteh. Und ist mir der Gedanke gekommen: Man sollte die Menschen net nach ihrer Arbeit beurteilen, sondern nach der Lebenskraft, die in ihnen sich regt. Wer diese Lebenskraft aufs äußerste und ehrlichste anspannt, ob Künstler oder Bauer, der ist ein besonderer Mensch.

Darüber ist der Abend hereingesunken, und hat den Amerikaner das Fieber so geschüttelt, daß ich und der Jörg ihn ins Bett gebracht haben und die Sabine ihm Fliedertee gekocht hat. Hab die Nacht durch in seiner Stuben ausgehalten und hat er ohn Unterlaß bald deutsch, bald englisch geschwatzt, bin aber net klug geworden aus seinen Worten.

Und weil heute früh das Fieber net nachgelassen, hab ich den Doktor rufen lassen.

Hat der Doktor zu mir gesagt: „Der Mann ist ein Narr. Mit einer solchen Lunge fährt man net in das rauhe Deutschland.“

Sitz ich nun da in meiner Stuben und bang mich um den Fremden, als stünd er mir nahe.

Herrgott, wenn ich wüßt, daß er davon gesund würde, ich stellte ihm den heiligen Stoffel ans Bett und hätt nix dagegen, nähm er ihn mit nach Amerika. Ich möcht ihm was rechts Guts tun ...

Grad ist die Sabine dagewesen und hat gesagt: Du, Bauer, jetzt schläft er. Aber das muß ich dir doch erzählen. Wie ich an seinem Bett gestanden, hat er e paarmal wie e Kind gesagt: ‚Kilian, Kilian.'"

Und da ist sie plötzlich rot geworden und zur Tür hinaus.

Sonderbar! Warum ist sie rot geworden, und warum hat er meinen Namen genannt?

Dummheit, alter, grauer Kilian! Willst was Besonderes suchen, wo nix zu finden ist?

's' ist gut, daß das Häufel Papier, das du von der Ahndel geerbt hast, zu Ende ist. Hilft's was, wenn einer sich selber die Beicht ablegt? Ich glaub net, sondern ich glaub, daß Arbeiten tausendmal besser ist.

Und so will ich denn arbeiten und die Nacht bei meinem Kranken verbringen.

Mattheis brichts Eis; hat er keins, macht er eins.

Der Mattheis hat's Eis gebrochen. Das regnet

und stürmt und taut und rauscht vom Dach, daß die schönste Musik beim Hochamt nix dagegen ist. Bin heut in Markt-Buch gewesen und hab mir beim Buchbinder das schönste weiße Papier gekauft, das ich je gesehen; denn mich hat's die Wochen hindurch in allen Fingern gezuckt, wenn ich da vor dem Tisch gesessen bin und Tinte und Feder verwaist gesehen hab.

Hat der Buchbinder die Brillen auf die Nasenspitze vorgeschoben und gesagt: „Wozu brauchst denn du Papier?"

Sag ich: „Vielleicht will ich mein Testament machen."

Zwinkert er mit den Augen und sagt: „Werden deine Erben für dein Seelenheil beten, Rötzler." Sieht er mich dann schärfer an und sagt: „Es ist schon recht, wenn der Mensch dumm ist. Denn auch Dummheit ist eine Gottesgabe. Aber man darf sie net mißbrauchen. Wie kannst du nur ans Testamentmachen denken! Dir gehört eine Stuben voll Kinder, die dich e bissel auffrischen."

Sag ich: „Hast recht", und schieb mich aus der Ladentür.

Hab unterwegs in mich hineingelacht, bis ich mit einemmal zu mir gesagt hab: „Saxen! Der

Buchbinder ist das größte Schwatzmaul in der ganzen Gegend. Paß auf, Kilian, der hetzt dir die ganze Verwandtschaft auf den Hals!“

Na vorderhand wissen sie's noch net; aber ich seh ihn schon, den Buchbinder im „Goldnen Stern“ sitzen und hör ihn, wie er die neueste Neuigkeit ausposaunt. Spätestens übermorgen können die ersten Verwandten da sein. Und dann kann ich die ganze Sippschaft kennenlernen. Wird das ein Vergnügen werden!

Ich mein, mit dem Mattheis und dem neuen Papier bin ich ein anderer geworden. Wacht auf einmal die Freude in mir auf?! Oder macht das der Lenz, der in der Luft liegt? Oder mein Amerikaner, der seit gestern wieder das Laufen lernt? Oder die Sabine, die seit gestern wie ein junger Vogel singt? Oder der Jörg, dem ich heut von meinen Bauplänen gesprochen hab und der mit mir beinahe durch die ganze Bauernstuben gehopst ist vor lauter Freude?

Ich wollt, ich wär ein Musikmacher. Dann wollt ich eine feine Musik zu meinem Behagen schreiben, und die Spatzen, Lerchen und Amseln sollten sie in der ganzen Welt pfeifen, jubeln und zwitschern.

Blas' nur, rothaariger Schulze, um mein Haus! Mir tust nix zuleid. Und der Regen mag noch so wider die Scheiben schlagen; es kommt doch bald die Sonne und trocknet alles zum Frühlingsfest.

Aber nun will ich einmal von den letzten Wochen e bißle erzählen.

Also den Amerikaner hat's bös gepackt gehabt damals, und hat der Jörg gesagt: „Keine zwei Kreuzer geb' ich für sein Leben." Tag und Nacht ist's mit ihm auf und ab gegangen, bald ist's e bißle besser, bald viel schlechter gewesen. Aber der Amerikaner ist dürr und zäh, und so hat er sich durchgebissen.

Und kaum hat der Tod das Türle ohne ihn hinter sich zumachen müssen, hat das Mundwerk des Amerikaners sich in Bewegung gesetzt und ist fast den ganzen Tag net stillgestanden. Alles hat er wissen wollen vom Hof und den Feldern, von der Ahndel und den Bauern ringsum, von meinem Vater und meiner Jugend, nur nach meiner Mutter hat er net gefragt, und das kommt davon her, daß ich gleich am ersten Tag ihm gesagt hab, ich hätt sie net gekannt. Und immer weiter hat er gefragt, nach Ortschaften bis auf zehn Stunden

von uns weg und nach den Leuten dort, und hat er dazwischen hinein auch manch kluges Wort gered't, was mir ihn immer lieber gemacht hat.

Neulich fängt er auf einmal an von der Sabine zu reden und daß sie so ein feines, körperlich und seelisch feines Mädle sei und er es net begreifen könne, wie so ein „Gebilde“ unter Bauern habe aufkommen können.

Sagt: „Ist das nun ein Launenwerk der Natur oder net? Und was mir das rätselhafteste: Das Mädle, das so klug redet und so ungezwungen, so anmutig sich benimmt, dasselbe Mädle scheut, wie ich gesehen hab, vor der schmutzigsten, schwersten Arbeit net zurück.“

Nick ich bloß und sag: „Ja, ja.“ Hab mich innerlich über sein Staunen gefreut, mir äußerlich aber nix anmerken lassen wollen, dieweilen er net erfahren soll, was sie mir ist.

Nickt er nun auch und sagt, mich nachahmend: „Ja, ja.“ Und dabei lacht ihm der Schelm aus den Augen. Fühl ich, wie mir das Blut ins Gesicht schießt, und denk bei mir: „'s' ist ein Künstler. Da gibt's kein Sichverstellen.“ Und sag ich also laut: „Hab mich auch schon oft verwundert, und kann ich mir's net anders erklären, als daß unser

Herrgott im allgemeinen die Menschen fabrikmäßig herstellt, aber manchmal, wenn's ihm grad Freud macht, so e Menschenkind aus freier Hand formt ..."

„Bravo!" ruft der Amerikaner und hebt sein blasses, schmales Gesicht aus den Kissen. „Das ist die Lösung! Die Sabine ist ein Kunstwerk, ein göttliches Kunstwerk. Ein Beweis dafür, daß es einen Gott gibt. Und der ist der größte staubgeborene Schafskopf, der dies Kunstwerk net beizeiten sich erwirbt!" Und damit sieht er mich so streng an, daß ich aus lauter Verlegenheit, ob ich es gleich net gewollt hab, sage: „Ja, wär ich zehn Jahr jünger ..."

Tappt er nach meiner Hand, faßt sie und sagt herzlich: „Kilian, jung ist, wer jung bleiben will."

Sag ich: „Jung bleiben, innerlich jung bleiben, ja, das kann und will ich. Aber beim Heiraten kommt net allein das Herz in Frag. Der Körper bleibt darum net jung, weil man ihn gern jung haben möcht ..."

Sagt er: „So denken ausgemergelte Großstädter, aber net gesunde Männer. Liebe, Vertrauen, Achtung müssen die Grundlage der Ehe sein, alles andere ist Nebensache."

Sag ich: „Mag sein. Aber Liebe ... Davon,

daß die Sabine mich liebt, hab ich noch nix gemerkt." Ich hab weiter reden wollen, aber ich hab geschwiegen, weil ich mich ja in den Gefühlen der Sabine net auskenn, einmal mein, sie möcht mich, und dann gleich wieder an den Kuß denken muß, den ihr der Professorssohn gegeben hat.

Schüttelt der Amerikaner den Kopf und sagt: „Wären Sie doch nur e rechter Bauer! Dann griffen Sie schon zu. Aber nun steckt in Ihnen so was von einem Poeten und das ist wie ein Hemmschuh am Wagen... Mensch, freien Sie als Bauer und leben Sie hernach als Poet in der Ehe! Haben Sie doch Mitleid mit sich selbst! Es schreit ja in Ihnen alles nach der Sabine..."

„Ist nur net gewiß, ob in der Sabine alles nach mir schreit", sag ich und geh' hinaus.

Und ich glaub, so wie ich's halt, so ist's am besten. Wenn's in den Augen der Sabine so leuchtet, dann gilt das Leuchten net mir, daß ich den Weg durch die Finsternis zum Glück finde, sondern da leuchtet die Erinnerung an ihr bißle Glück in ihr auf. Und jetzt, da sie mir alles erzählt hat, braucht sie das Leuchten net mehr zu verbergen und tut's auch net.

Das ist der Grund. Denn außerdem, Herrgott,

außerdem müßt ich ja das Leuchten auf mich beziehen.

Aber nein, so töricht bin ich net. Ich kenn mich aus bei ihr, und werd ich mich hüten, sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen und meines hineinzustellen.

Wird gut sein so. Mattheis hat's Eis gebrochen, und trotz der Wehmut über meine hoffnungslose Liebe bin ich fröhlich. Es geht in einen neuen Frühling hinein, und wo jetzt kahle Stellen sind, werden bald Blumen blühn. Und sollt' es net auch so einen Frühling im Herzen geben, der ähnlich wirkt? Will's hoffen und glauben und fröhlich sein in diesem Glauben und Hoffen.

Am Tag des heiligen Romanus.

Weiß nix von diesem Heiligen, der im Kalender steht, und net, ob er den ersten Roman geschrieben und dem seinen Namen gegeben hat. Hab ich aber jedenfalls an seinem Tag ein Kapitel aus einem Roman erlebt, wie ich's allerdings net ganz vorausgesehen hab. Schon gestern ist's angegangen.

Um es kurz zu sagen: Die ganze Sippschaft und andere Leute, die auf ein Plätzchen in meinem „Testament" gerechnet haben, sind, „weil sie ganz

zufällig in der Gegend gewesen sind" und weil sie „den Vetter Kilian immer gern gehabt haben", bei mir eingekehrt, haben gegessen, getrunken, mir ihr warmes Herz ans Herz gedrückt, mein Besitztum mit liebvoll gierig taxierenden Augen durchgudt und mich dringend eingeladen, sie doch recht bald zu besuchen.

Da ist als erster gekommen der Bürgermeister von Markt-Buch, Heiner Kötzler, meiner Ahndel Großneffe. Und kaum ist er auf seinem breiten Teil gesessen, sind gekommen die Vettern Michel und Andres Zwanzigackerpreis und ihre Weiber. Dauert's net lang, fährt der Vetter Romuald Zwinglein vor, und von Waldtüren kommt der Vetter Michel Singer.

Die sitzen nun da, dischkurieren, essen, trinken, beäugen mich wie mit Samtpfoten und sich untereinander wie mit Schustersahlen, und will keiner vor dem andern den Hof verlassen.

Hat mich, wie ich in die Küchen gegangen bin, die Sabine gefragt:

„Du, Bauer, was ist denn das heut bei dir?"

Sag ich: „Die halten ein Konzil und wollen, daß in dem neusten Testament nur die Liebe zu einem, net zu allen Menschen verkündigt werde."

Sieht sie mich mit ihren blauen Augen an und ruft dann auf einmal: „Erbschleicher?“

Sag ich: „Urteil net zu hart! So viel Lieb will richtig gewürdigt werden.“

Sagt sie: „Ich wollt, ich könnt mich auch so daran gaudieren, wie du. Aber ich bring's net fertig.“

„Warum?“

Dreht sie sich zum Herd, gießt neues Wasser zu neuem Kaffee und sagt: „Weil ich so e Lüg net ruhig mitanhören könnt.“

Sag ich: „Bist halt noch jung, Sabine. Wenn du mal in meine Jahre kommst, denkst milder von den Menschen und ihren Schwächen.“

Und wie dann endlich am Abend die Verwandten abgezogen sind und jeder mit dem warmen Handdruck, den ich jedem gegeben, und dem freundlichen Blick, den ich jedem als Wegzehrung geschenkt, die Gewißheit fortgetragen hat, er werde der Alleinerbe sein, hat die Sabine den Tisch in der Bauernstuben abgeräumt und dabei gesagt: „Geht das morgen auch so zu?“

Sag ich: „Ja, freust dich denn gar net, daß ich so viele teilnehmende Verwandte hab? Und daß ich wenigstens einmal der Mittelpunkt der ganzen Sippe bin?“

Schaut sie mir besorgt ins Gesicht, lacht mit einem Mal gar herzhaft und sagt: „Bauer, halt die armen Leut doch net gar so für Narrn! Aber sag nur, wie fallen denn die auf einmal alle in dein Haus?"

Erzähl ich's ihr, und lacht sie so unbändig, daß sie sich niedersetzen muß.

„Bauer," sagt sie hernach, „jetzt freu ich mich selber auf morgen. Hoffentlich kommen recht viele!"

Und vergeht die Nacht, und bricht der Tag des heiligen Romanus mit Regen und Schnee an. Dieweilen aber wahre Liebe net vor Hölle und Teufel, geschweige vor so einem Hundewetter zurückschreckt, kommen um zehn Uhr der Vetter Martin Elflein und sein Weib aus Markt-Buch und ein paar Minuten später der Vetter Ludwig Zwiesack aus Waldtüren, von deren Verwandtschaft mit mir ich bis heut nix gewußt hab, dieweilen sie, wenn ich recht sehe, die Enkelkinder einer Stiefurgroßtante sind.

Na, wir sitzen beisammen und wandern Hand in Hand durch die Wüste des Nichts zu jener Stiefurgroßtante zurück, die bei der Entbindung meiner Ahndel zugegen gewesen sein soll, worauf sich aber niemand erinnern kann, da das lange

vor uns gewesen ist. Und wir sind also so recht ein Herz und eine Seele, und wenn die Sabine aufgetragen hat, haben die Gäste sie giftig liebvoll von der Seite betrachtet und mich dazu. Die Sabine aber hat hinter den niedergeschlagenen Augendeckeln gelacht.

Auf einmal fährt ein Wägelchen mit einem alten Heider davor in den Hof, und ein Mann, ein spindeldürres Weib und ein gleichgebildetes Mädle steigen ab. Der Jörg versorgt das sogenannte Pferd, und die drei marschieren zur Haustür.

Der Mann, städtisch gekleidet, schiebt einen schmalen Kopf mit kurzem, weißem Bart und Brillen vor den Augen aus dem Vatermörder und sagt, wie ein Schulmeister sprechend: „Hab ich das Vergnügen, meinen lieben Neffen Kilian Kötzler vor mir zu sehen?"

Sag ich: „So heiß ich. Ob ich Ihr lieber Neffe bin, weiß ich net."

Sagt die spindeldürre Alte: „Aber, Kilian, das ist doch deiner Mutter Bruder, der Herr Lehrer Johann Baptist Findig aus Schmalbrod. Ich bin deine Tante Malwine und das da ist deine Base Kordula. Gib ihm die Hand, dem Herrn Vetter, Kordel!" Und damit schiebt sie die Jungfer mir entgegen.

Bin ich auf einmal eisig kühl, steck die Hände in die Hosentaschen, schau mir die drei an und sag: „Hab bisher von der Verwandtschaft nix gewußt und weiß net . . .“ Fällt mir der Herr Lehrer ins Wort: „Ich habe mich der Tat meiner Schwester alle die Jahre hindurch geschämt. Aber nun meint meine liebe Gattin . . .“

„Ich meine,“ ruft diese, „der Kilian führt uns jetzt in die Stuben. Dort können wir ja in Ruhe und im Trockenen reden. Es ist keine Kleinigkeit für deine alte Tante, bei so einem Wetter vier Stunden zu fahren, um dich zu besuchen.“

Humpelt in diesem Augenblick mein Amerikaner auf uns zu, und die vier betrachten einander, daß ich schier hätt hell auflachen müssen. Sag endlich: „Das ist Herr Breitmann, Künstler aus Amerika, und die da wollen Onkel, Tante und Base Findig aus Schmalbrod sein.“

Gucken Onkel und Tante ihn noch schärfer an und rufen: „Breitmann? Ein Breitmann ist doch . . .“

Ruft der Amerikaner entsetzt: „Um Gotteswillen! Ich bin wahrhaftig net mit Ihnen verwandt. Ihr Gaul hielt auch e Fahrt nach Amerika gar net aus. Ich heiße Broadman und hab meinen Namen nur verdeutscht.“

„Schade,“ sagt die sogenannte Tante, und nun marschieren sie alle in die Bauernstuben, wo sie sich in den erstaunten Augen der schon dort Sitzenden spiegeln können.

„Wer ist diese Person?“ fragt mich die sogenannte Tante, als Sabine durch die offene Tür blickt und wieder verschwindet, und ihre Frage hat was Gendarmenhaftes an sich.

Sag ich kurz: „Das ist keine Person, sondern meine Haushälterin.“

Gemütlich ist's nun net grad gewesen in der Bauernstuben; aber ich hab gedacht: „Einquartieren werden sie sich wohl net bei mir. Also lach, alter Kilian!“

Und ich hab gelacht, innerlich, wenn sich's äußerlich net gepaßt hat, und äußerlich, wenn ich innerlich ganz anders gewesen bin. Mein Hausgenosse hat seinen guten Tag gehabt und das Gespräch an sich gerissen, obgleich die sogenannte Tante immer wieder den Mund zum Reden geöffnet hat.

Sagt der boshafte Mensch einmal: „Da sind Sie aber sehr findig gewesen, Herr Findig, daß Sie gerad an dem Tag Ihren Neffen heimgesucht haben, an dem ihn auch andere Verwandte beglückt haben? Sie leben in Schmalbrod? Das liegt doch vier

Stunden von hier. Ein böser Name. Ich mein beinahe, man merkt's Ihnen allen an."

Schreit die sogenannte Tante: „Wieso?"

Fährt er aber fort und sagt: „Herrgott muß das aber eine aufgespeicherte Verwandtenliebe sein, wenn Sie es über sich gebracht haben, mehr als vierzig Jahre mit Ihrem Besuch bei Ihrem Neffen zu warten . . ."

Ruft die Alte: „Am Kilian ist's gelegen, uns zuerst zu besuchen."

Streck ich die Füße aus, steck die Händ in die Hosentaschen und sag so recht patzig: „Ist die Frau Mutter von meiner Wiegen davongelaufen bei Nacht und Nebel, und haben ihre Geschwister sich net um den armen verwaisten Wurm bekümmert, so hab ich keine Ursache, mich um die Verwandten meiner Frau Mutter auch nur en Pfifferling zu scheren."

Rufen die Markt-Bucher und der Waldtürener: „Ganz recht! E Schand ist das gewesen!" Und schauen die Schmalbroder wie verdonnert drein, ja, selbst der Amerikaner guckt mich an, als wär' ich ihm zu nah getreten, und find't kein Wort.

Seufzt die sogenannte Tante schwer und sagt: „Deine Mutter hat gehandelt wie ein liederlich . . ."

Schrei ich und schlag mit der Faust auf den Tisch: „Das Maul hältst! Über meine Mutter wird net weiter geredt. Sie und alles, was mit ihr zusammenhängt, liegt weit hinter mir und geht mich nix mehr an. Wenn sie noch lebte und mir begegnete, kennten wir uns net einmal . . .“

Sagt der Amerikaner: „So hart sollten Sie aber doch net sein, Kilian.“

Sag ich: „Ich vergelt nur Gleiches mit Gleichem.“

Dann hat die Sabine aufgetischt, und haben die Mäuler was zu tun gehabt. Ich aber bin in die Küchen geschlichen und hab zur Sabine gesagt: „Jetzt weiß ich nimmer, Sabine, ob ich lachen oder mich ärgern soll. Der vermaledeite Buchbinder!“

Sagt sie: „Sind deine Gäste, Bauer. Da kannst nix machen als ein vergnügtes Gesicht.“

Will ich was erwidern und schweig, dieweilen auf einmal die sogenannte Tante hinter mir steht und mit mir „unter vier Augen“ reden will.

Nä, es ist schad um das schöne, weiße Papier, und will ich mich daher kurz fassen: Die Tante will das Unrecht meiner Mutter an mir büßen und aus der Welt schaffen, dadurch, daß ich die Kordel heiraten soll. Das hat auch der sogenannte Onkel bestätigt, der hinter der Gattin dreingekommen ist.

Da hab ich die guten Leute von oben bis unten angeguckt, dann das Küchenfenster aufgerissen und gerufen: „Jörg! Jörg, spann dem Herrn Lehrer seinen Gaul an, sie wollen wieder heimfahren."

Hab ihnen mit dem Kopf zugenickt und bin, ohne daß mich ihr Gezeter und Geschrei gestört hätte, ausm Haus gen Waldtüren zu. Bin kaum an dem Steinkreuz, wo sie Anno 1632 den schwedischen Obristen erschlagen haben, keucht mir der Waldtürener Pfarrer entgegen.

Will auch da mein Papier sparen. Der Pfarrer möcht e neue, weitere Kanzel, und der Kilian Kötzler soll ihm dazu helfen. Sag ich net ja, net nein, sondern halt dem hochwürdigen Herrn das Sündenregister seiner Waldtürener vor, insonderheit wie sie mich beschimpfen. Wird er zornig, ich werd's auch, und fährt er in einen Seitenweg ab, just in dem Augenblick, da ich ihn zu einer Flasche Kometenwein einladen will.

Komme spät am Nachmittag heim, und sagt die Sabine: „Aber jetzt ist's genug, Bauer, mit dem Familiengaudium. Das ist noch e saubere Geschicht gewesen, bis sie sich alle getrabt haben."

Sag ich: „Wo ist denn unser Amerikaner?"

„Der hat sich gelegt und schläft."

Lach ich und sag: „So, Sabine, jetzt bring mir was zu essen. Denn von den krachdürren Verwandten, die mir im Magen liegen, bin ich net satt geworden.“

Und nun sitz ich da vor meinem Tisch und schreib, was mir der Tag beschert hat. Und zieh ich den Gewinn, so ist's das: Das Geld ist wie ein Magnet und zieht die entferntesten Verwandten und die auf Gewinn Spekulierenden stundenweit und durch Regen und Schnee. Aber es ist das richtige Lumpenzeug, das sich davon anziehen läßt. Nein, nein! den Hof kriegt die Sabine, und der Jörg kriegt sein Häuschen. Und wenn dem Pfarrer die Kanzel zu eng wird, soll er nach Kissingen und Rakoczy saufen.

Am Tag der vierzig Märtyrer. Heut hab ich die ersten Gänseblümchen blühen sehen. Seit einer Woche singen die Amseln. Nun ist er schon ganz nah, der Lenz, und ich mein, selbst der Himmel hat seine Freude daran, weil er sich mit lauter schneeweißen Wolken schmückt, als tät er riesige Birnblütenblätter dazu verwenden.

Wend ich den Kopf und schau durchs Fenster,

seh ich überm Wald die Rhönberge im Abendschatten liegen, und da ist mir, als sollt ich wandern, als müßt ich einmal wandern viele, viele Tage lang, dieweilen ich von Gottes Welt noch gar so wenig gesehen hab.

Senk ich den Kopf, und schau ich über den Tisch, sagt's in mir: Wie sich in jedem Wassertropfen Himmel und Erde spiegeln, kannst du in deiner Stuben die ganze Gotteswelt schauen. Überall in deinem Zentrum sitzt doch dein Ich und wenn das von der nötigen Lebenskraft getrieben wird, ist's ganz gleichgültig, wo es geschieht, wenn es nur überhaupt geschieht.

Hab fleißig gearbeit't die Tage her und auch fleißig dem Jörg Gesellschaft geleistet beim müßigen Zugucken, wie die Maurer den Grund ausgehoben und die ersten Mäuerlein in den Boden gesät haben, aus dem nun ein Häuschen mit einer Familie herauswachsen soll.

Ist manchmal die Sabine hinzugetreten und hat einmal gesagt: „Da stehn sie wieder mit Gesichtern, als beteten sie fromme Sprüch."

Sag ich: „Soll man auch, Sabine. s' ist was Heiliges ums Säen, und s' ist was Heiliges ums Hausbauen. Und wenn ich so ein Haus wachsen

seh, geht's mir just, wie wenn ich ein Kind seh; denk bei mir: Was werden die zwei alles erleben?"

Nickt sie und sagt verlegen: „Hab net spotten wollen, Bauer."

Steckt jetzt viel mit dem Amerikaner beisammen, die Sabine, und haben sie ein ewiges Getuschel und Gekicher. Ärgere mich aber net; der Amerikaner hustet noch immer, ist aber fleißig beim Zeug und schnitzt in der Stuben hinter der Bauernstuben den ganzen Tag an dem neuen alten Stoffelkopf rum. Ist ein Vergnügen, wie das alte Gesicht mehr und mehr aus dem Holzklotz herauswächst.

Wir reden net viel miteinander, ich und der Amerikaner; aber wir leben so wie alte Freunde ruhig weiter. Keiner stört den andern, und wenn er nach Waldtüren oder Markt-Buch geht, und ich just auch dorthin muß, geht jeder allein seinen Weg.

Nur manchmal, nach dem Abendessen bleiben wir noch so e halb Stündchen beisammen sitzen und plaudern, und da hab ich schon oft gemerkt, daß er enger an mich ran möchte; aber hat's einen Zweck? Er ist eine Welt für sich, wie ich eine solche bin. Da gibt's keine enge Verbindung. Bei

Eheleuten ist's vermutlich e bißle anders. Denk mir's wenigstens. Wenn er also e bißle vertrauter werden will, steh ich auf und geh fort. Ist vielleicht net ganz recht. Aber ich kann halt net anders. Ich bin all die Jahr her allein gewesen, und jetzt fürcht ich immer, ich könnt unfrei werden, wenn ich ihn zu nah heran ließe. Mit der Sabine wär's ganz anders; aber das wird und kann ja nie geschehen.

Also führ ich mein Leben als einsame Weltkugel weiter . . .

Mit der „Einsamkeit" ist's nix. Jetzt, kurz vor Mitternacht ist der Harry von mir gegangen, nachdem er mich in meiner Stuben überfallen und bei drei Stunden nimmer losgelassen hat. Und ich bin ihm dankbar dafür. Er hat geradezu um meine Freundschaft geworben, und nun sagen wir du zueinander, und es wird so recht und gut sein.

Ist fein gewesen, wie er gekommen ist:

„Bauer", hat er gesagt, „Kilian Kötzler vom Rabenhof, so geht's net weiter. Wärst du ein anderer, so einer von deiner Verwandtschaft, ließ ich's, wie's ist. Aber so bist du ein ganz besonderes Menschenkind, so ein Dichterphilosoph, und ich bin ein Künstler. Wir gehören zusammen. Drum sag

ich gleich du zu dir. Ich will nix von dir, als Offenheit. Wenn du mir die net geben kannst, so sag's gerad' heraus, und ich geh . . ."

Sag ich: „Kann man das Besondere, das wie ein Geheimnis in unsern Seelen sitzt, einander offenbaren? Schau, was ich fühl und denk, das ist so unbedeutend, daß so e kluger Mann wie du innerlich drüber lächelt."

„Ist net wahr!" sagt er und guckt mich bittend an. „Echte Künstler, Dichter und Philosophen finden das Große im Kleinsten und Schlichten. Wo sie sich mit hochtrabenden Worten schmücken, lügen sie. Und so wollen wir einfach und schlicht miteinander verkehren. Wollen reden über das, was der Tag bringt, und wie's eben kommt, voneinander lernen, einander stützen und führen und uns zusammen freuen, daß wir net Fabrikw are sondern Herrgottskunstwerke sind."

Geb ich ihm die Hand und sag: „Das ist ein Wort. Und nun setz dich zu mir! Und red!"

Schaut er mich lang an, als müßt er was in mir suchen, und sagt endlich:

„Wann hast du zum ersten Mal gemerkt, daß du anders bist als die übrigen?"

Sinn ich nach und red: „Ja, das weiß ich nimmer

genau. Ich mein, ich hab's vom ersten Tag in der Schule an gemerkt. Zuerst, daß ich net zu den andern Buben gehör, das hat mir der Spott gesagt, mit dem sie mich verfolgt haben. Da hat's gleich geheißen: Franzos! Franzos! Hab ich mich an einen Bum e bißle anschließen wollen, hat er mich Franzos geschimpft und mich weggestoßen. Du, das hat weh getan! Ganz hab ich's heut noch net verwunden. Damals bin ich hochmütig geworden und hab bei mir gedacht: Ihr dummen Waldtürener Bum! Ihr seid den Wolken doch net so nah wie ich, und in euern Kellern sitzen keine guten Geister wie bei mir, und so viel wie ich wißt ihr auch net von der Welt; denn bei euch red't keiner so klug wie mein Vater und der Herr Vetter. Und denen darf ich zuhören . . . Haben also die Bum mich auf mich selbst zurückgeworfen, und wird's wohl gut so gewesen sein."

Nickt er und sagt: „Mein Vater ist Bildschnitzer gewesen wie ich und gestorben, als ich dreizehn Jahr alt gewesen bin. Ist ein schöner, lebensfroher Mann gewesen und bei einer Eisenbahnfahrt jämmerlich ums Leben gekommen. Und da ist meine Mutter . . ." Er sieht mich traurig an. „Da ist Mutter . . ."

Sag ich: „Laß gut sein! Man soll vergangenes Weh net aufwecken. Hast also wohl auch fleißig die Händ rühren müssen?“

Seufzt er und sagt: „Ja. Wir sind ja net arm gewesen. Aber ich hab noch zwei Schwestern gehabt, die sind von Geburt an schwächlich gewesen, und da hab ich nun für alle sorgen müssen. Bin um meine Jugend gekommen und hab immer gegrübelt und von schönen Kunstwerken geträumt. Und wie dann die Geschwister gestorben sind, hab ich erkannt, daß ich selbst innerlich angefressen bin und . . . Na, was liegt weiter daran? Jetzt fühl ich mich zufrieden und arbeite halt so weiter, bis es net mehr geht. Dann wird unser Herrgott schon für mich sorgen. Weißt, ich bang mich net um das, was ich hinter mir laß, und net um das, was mir bevorsteht. Ein Herrgottskunstwerk wie du, ich und andere kann net zugrund gehen.“

Plaudern wir so weiter von dem, von jenem, und ist's verwunderlich, was wir alles besprechen, und wie sich eins aus dem andern herausschält. Hab als Mann noch nie so offen mit einem Mann geredet und mich besonders darüber gefreut, daß keiner den andern zu seiner Ansicht bekehren will. Und ist mir, während er gesprochen hat, auf ein-

mal ein Bruchstück aus dem Lied, das wir in der Schul gelernt haben, durch den Kopf geschossen: „Als wär's ein Stück von mir.“ Er ist mir wahrhaftig innerlich verwandter, als meine ganze Verwandtschaft.

Und dabei ist er doch wieder ganz anders als ich, kann scharf, kurz, brummbärig sein. Aber . . . bin ich das net auch? Bei mir ist's eben so: In mir regiert bald der Bauer, bald der Grübler. Er aber ist bloß Künstler. Und läuft also durch mein Leben ein Riß. Doch ist's vielleicht gut so.

Sollt' eigentlich niederschreiben, was wir alles miteinander gesprochen haben. Allein es geht net. Es wären doch bloß Worte, und fehlte der Ton der Stimmen, der Blick seiner Augen, es fehlten seine Bewegungen; das wär' wie eine Schmetterlingssammlung, die uns einmal der Lehrer gezeigt und die mir net gefallen hat, weil die armen Schmetterlinge sich net mehr geregt und die Wiesen und Blumen, die Wolken und Sonnenstrahlen gefehlt haben.

Will also nix weiter schreiben, als daß ich herzlich froh bin.

Ich mein aber, es gibt auf Erden mehr Herrgottskunstwerke unter den Menschen, als man glauben möchte. Nur leben sie still für sich auf

ihren einsamen Rabenhöfen, indessen die Fabrikware eng beieinander in lauter Waldtüren haust und die Welt verunziert wie die Pfauenaugraupen den grünen Nesselbusch. Wenn nur die Hoffnung bestände, daß die Waldtürener dieser Welt sich einmal ähnlich schön zu Engeln entpuppten wie die Raupen zu Schmetterlingen, dann wollt' ich ihnen ihre Fehler gern nachsehen. Aber daß ich in den Kerlen die Behälter unsterblicher Seelen und unsterblicher Iche ehren soll, das will mir net in den Sinn.

Will net weiter nachgrübeln, dieweilen ich sonst hochmütig werden könnte.

Am Josephstag des Jahres 1867. Bin heute früh über die grünen Wiesen nach Waldtüren hinunter zur Messe, und haben die Lerchen gesungen, daß ich mich am liebsten ins Gras geworfen und auf die Kirch verzichtet hätte. Hab's aber net getan. Und wie ich an der Kapellen gestanden bin und drunten im Tal, von den dunklen Wäldern überragt, das Dörfchen hab liegen sehen, hab ich gedacht: „Sollt man's glauben, daß in solch einem bildsaubern Nestchen ein Lumpenpack wohnt? Viel-

leicht denkt unser Herrgott manchmal ähnlich, wenn er auf die vielen Millionen Welten herabguckt und sein Blick auf unsere schöne Erde fällt."

Und da bin ich e bißle bescheiden geworden und ohne Groll den Berg hinunter, auf einem Steg über den klaren Bach, weil ich auf Umwegen hab in die Kirch kommen wollen. Wie ich so den Bach entlang geh, komm ich an den früheren Schneidershof, seh die zwei Tannen und bleib stehn. 's ist ganz still aufm Hof. Nur die Hühner gackern, und die Morgensonne liegt auf Haus, Scheune und Ackergerät.

Seh ich auf einmal im Geist, was vor fünfzehn Jahren dort geschehen ist, und seh e kleins Mädle abseits von den vielen Leuten stehn. Das heult, und frag ich: „Warum greinst denn?"

Guckt's mich mit nassen Blauaugen an und jammert: „Der Schulz hat mir mein Herzle, mein weiß' Kätzle genommen."

Streich ich dem Kind übers Haar und sag: „Wart nur, ich schenk dir e viel schönres Herzle."

Blickt's auf und sagt: „Ist das aber auch wahr?"

Sag ich: „Gewiß!"

Lacht das Kind und sieht mir nach, bis ich um die Ecke rum bin.

Das alles seh und hör ich, und auf einmal steigt mir das Blut ins Gesicht, und ich sag zu mir: „Herrgott im Himmel! das ist ja die Sabine gewesen! Die Sabine!“

Und bleib ich stehn und gucke vor mich hin.

„Und du Tropf,“ sag ich zu mir, „du erbärmlicher Tropf hast dein Versprechen net gehalten! Weißt net, daß man nix versprechen soll, wenn man's net erfüllen will? Da hat nun das Kind sicher auf dein Wort gebaut, und du hast's vergessen. Herrgott, und das hat sich der Sabine eingeprägt, und daran hat's dich vor Monaten erinnert. Aber du hast's natürlich vergessen. Nun ist's klar, daß sie nix von dir hält.“

Und da bin ich bedrückt, mit schlechtem Gewissen zugegangen und wie ich an die Kirch gekommen bin, haben mich die Leut spöttisch und verächtlich angeschaut, als ob sie's alle gewußt hätten, und haben einige auch gerufen: „Ujei, der Franzos! Was will denn der bei uns?“ Da hab ich mich geschämt und geärgert, bin an der Kirche vorbei, obwohl der Pfarrer, der grad aus seinem Haus ist gekommen, mich strafend angesehen hat. Bin den Berg hinauf in den Wald, hab mich auf den Boden geworfen und mich geschämt, als hätt

ich e Todsünd begangen, und hab wie ein Ausgestoßener der Orgel und dem Singen gelauscht.

Hernach bin ich aufgestanden und zwei Stunden weit nach Markt-Buch gewandert. Hab net gewußt, warum ich das getan hab. Hätt aber net nach Haus gehen und der Sabine begegnen können.

Wie ich da in Buch durch die Judengaß stolpere, steht der Moses Silbertau, der alte Jud, unter der Tür und grüßt. Schießt mir's durch den Kopf, und red ich e bißle mit ihm. Sag ihm, ich müßt einer Verwandten was Schönes schenken und wüßt net was. Läd't er mich ein in sein Stübchen und zeigt mir allerlei Schmuck und zuletzt ein goldenes Kettchen mit einem goldenen Herzchen, das man aufmachen kann. Kauf ich's ihm ab, ohne zu feilschen und denk bei mir: „Unser Herrgott hat die Juden doch auch net ohne Grund in die Welt gesetzt.“ Dann geh ich zum Buchbinder und laß mir Papier und Feder geben.

Sagt der Mensch: „Na, hast dein Testament noch net gemacht?“ und zwinkert dabei mit den Augen.

Sag ich: „Jetzt will ich's tun. Laß mich mal e bißle allein.“

Setz mich an seinen Tisch und schreib auf einen winzigen Zettel: „Das versprochene schönere

Herzle.“ Leg den Zettel ins goldene Herz, pack alles schön zusammen und schreib oben drauf die Adresse: „An die tugendsame Jungfrau Sabine Schneider auf dem Rabenhof.“ Dann geb ich das kleine Päckchen auf der Post ab und eil, nach Haus zu kommen. Mach aber einen Umweg, daß die Sabine net merkt, daß ich in Mark-Buch gewesen bin.

Wie ich in den Hof trete, steht sie unter der Tür, und lachen mir ihre blauen Augen entgegen. Sag ich: „Ein schöner Tag heut.“

Sagt sieh: „Dir scheint heut was Gutes begegnet zu sein, Bauer. Du guckst ganz anders in die Welt als sonst.“

„Weiß net, ob dem Pfarrer sein zornig Gesicht was Gutes gewesen ist,“ und geh an ihr vorüber ins Haus. Bin den ganzen Tag über brummig und beacht sie net. Sie aber singt alleweil so vor sich hin, als hätt sie eine Vorahnung.

Harry ärgert sich über mich und sagt: „Bist du heut ein zuwiderer Mensch! Was hast du denn?“

Sag ich: „Nix als mich. Und heut bin ich mir selbst zuviel.“

Geht er zu seinem neuen alten Sankt Stoffel, und muß ich an mich halten, um net zu lachen.

Einmal, am Nachmittag schaut mich die Sabine so von der Seite an und sagt: „Bauer, das Ärgerlichsein hast doch noch net ganz gelernt.“

Ruf ich in erkünsteltem Zorn: „Laß mir meine Ruh!“

Lacht sie und geht fort.

Und nun sitz ich da in meiner Stuben, nenn mich einen Hanswursten und freu mich auf morgen. Aber das ist doch merkwürdig, wie genau sie mich kennt, die Sabine. Wenn ich net wüßte, daß sie mich net gern hat, net gern haben darf, so könnte ich fast vermuten, sie hätt' mich gern.

Bist ein recht alter, verschrobener Kauz, grauhaariger Kilian, und wahrhaftig ein recht verhutzeltes Herrgottskunstwerk obendrein.

Aber es freut mich doch, daß mir die Geschichte wieder eingefallen ist.

Und damit für heut Gott befohlen! Der grüne Josephstag ist doch net umsonst gewesen . . . .

Heut ist der Kastulustag. Ist also eine volle Woche vergangen, seitdem ich das letzte Mal etwas geschrieben hab.

Und was für eine Woche!

Hätt net geglaubt, daß ich jemals raufen könnt. Und wie hab ich's gestern denen im Wirtshaus zu Waldtüren besorgt!

Da ist's wieder der Schusters-Heiner gewesen, der mit seinem Gespött den Anfang gemacht hat, und der Müllers-Wilhelm und noch e paar andere haben mitgeholfen. Ich hab ganz ruhig gegessen und getrunken, obgleich es in mir nur so gekocht hat vor Wut. Hab gezahlt und getan, als verstünd ich das Waldtürener-Deutsch net. Fängt auf einmal der fromme Müllers-Wilhelm an: „Na, bei der Anna hat's en kleinen Franzosen gegeben."

Sagt der Schusters-Heiner: „Pechschwarz wie der Kilian soll er sein."

Und schreit jeder noch so was Spöttisches mir zu.

Steh ich also ganz sachte auf, geh an den Tisch, wo die Lumpen hocken, und hau blitzschnell einem jeden ein paar Mordsmaulschellen runter. Springen sie wütend auf mich los mit Biergläsern und Stühlen. Ich pack den Müllers-Wilhelm, heb ihn in die Höh und schmeiß ihn durchs offene Fenster auf die Gasse. Und ob sie gleich auf meinem Buckel e paar Stühl zerschlagen, werf ich doch den Schusters-Heiner durchs Fenster nach, dräng die andern Lumpen in die Ecken und sag: „Wenn Ihr

jetzt net e Ruh gebt, dann pack ich einen von Euch und schmeiß ihn in die Mistgruben, wo Ihr Lästermäuler hingehört."

Da haben s' um gut Wetter gebitt't und gesagt, sie hätten ja nur e Späßle machen wollen.

Sag ich: „Nachher sind wir quitt; denn ich hab auch bloß gespaßt." Und ich bin ausm „Schwarzen Adler," wo die Leut um die zwei ausm Fenster Beförderten stehn und ein Mordsgeschrei machen und nach dem Bader und dem Gendarmen rufen. Wie sie mich sehn, weichen s' scheu zurück, und geh ich zu den zwei Lumpen, die nebeneinander winselnd am Boden liegen, und ruf: „He, Ihr! Wenn Ihr jetzt net gleich nach Haus lauft, dann prügel ich Euch heim."

Und da richten sie sich mühsam auf, schnaufen e bißle wie Maikäfer, die Luft einpumpen, und wie ich meine Hand heb, springen s' davon, und sag ich zu den Leuten: „Die sind alerter als zuvor und brauchen keinen Bader. Und", sag ich und blitz die Leut an, „das sag ich Euch, wer mich noch einmal verspott't, dem mach ich grad solche Beine wie den zweien dort."

Da lachen sie alle, und glaub ich, daß sie net über mich, sondern über die zwei Lumpen gelacht

haben, die so alert gesprungen sind. Und dann bin ich heim mit meinem zerschlagenen Buckel, und hat mir der Jörg die ganze Nacht kalte Umschläge drauf machen müssen. Spür's heut noch, und wär net imstand, heut zu raufen.

Es kommt eben alles anders als man sich's ausgedacht hat. Ich bin, wenn auch e bißle hitzig, aber doch net streitlustig nach Waldtüren nunter gegangen, weil ich beim Schmied was hab besorgen müssen. Hätten die Kerle mich net so ausgeschämt verspottet, hätt' ich mich net hinreißen lassen; denn eigentlich schäm ich mich, ich, der Grübler, daß der Bauer in mir so e Raufbold ist. Hab vorhin mit dem Harry darüber gered't, und hat er gesagt: „Brauchst dich net abzusorgen. Das ist eine Natureinrichtung, daß die Hand net bloß Feines und Schönes schafft, sondern auch zerstört und tötet, Werkzeug und Waffe ist."

Freilich, e bißle hitzig bin ich schon vorher gewesen, eigentlich schon die ganze Woche hindurch. Denn was ich mir am Josephstag so schön ausgedacht hab, das ist alles ganz anders gekommen.

Um die Zeit, wo der Briefträger der Sabine das Päckchen gebracht hat, hat mich der Viehhändler Isaak Lämmlein eine geschlagene Stunde

in meinem Stall an die Stell festgeschwätzt. Hernach bin ich dem Baumeister in die Händ gelaufen, und hat er geredet. Dann hat der Jörg was von mir gewollt. Und wie ich endlich die Sabine seh, ist sie wie alle Tag. Weiß ich also net: hat sie's gekriegt oder hat sie's net gekriegt?

Und ich bin die ganze Woche bis gestern früh net aus der Ungewißheit rausgekommen und ärgerlich gewesen, so daß die Sabine gemerkt hat, daß es ein echter Zorn gewesen ist und sich net getraut hat, was darüber zu sagen.

Gestern früh nun bringt mir der alte Briefträger Zeitlein ein Päckchen, und wie ich's aufmach, liegt die Kette mit dem Herzchen drinnen. Hätt ich heulen mögen vor Schmerz, weil die Sabine es zurückgeschickt hat. Denk bei mir: „Siehst, Kilian, was sie von dir hält?“ und geh in der Stuben auf und ab, wie einer, dem die ganze Ernte verhagelt worden ist.

Nach einer Weile nehm ich das Herzle in die Hand und mach's auf. Liegt noch e Zettel drin und les ich:

„Der Bauer hat net gesagt: ‚Ich schick dir das Herzle durch die Post,‘ sondern er hat dem Kind die Hand gegeben und gesagt: ‚Paß auf, ich selber bring dir das Herzle.‘“

Schlag ich mir mit der Faust vor die Stirn und sag: „Das weiß ich nimmer. Herrgott, daß ich das hab vergessen können! Die Sabine hat sich's besser gemerkt."

Und ist mir so dumm im Kopf, daß ich net weiß: Soll ich mich nun ärgern oder freuen? Steckt Gleichgültigkeit oder Schalkhaftigkeit dahinter? Bedeutet's was für die Zukunft oder net?

Fragen hab ich die Sabine auch net können, weil sie just heut nach Markt-Buch zum Einkaufen hat gehen müssen. Und wie ich gegen Abend verprügelt von Waldtüren heimgekommen bin, hab ich sie net gesehen, sondern Harry und der Jörg haben mich gleich in Behandlung genommen. Heut aber ist sie immer an mir vorübergehuscht und beim Essen hat sie wenig gered't und mich net angesehen.

Weiß also net, was ich tun soll.

Auf Kommando präsentier ich ihr net wie ein abgelernter Pudel das Herzchen. Aber wenn ich's ihr net selbst geb, halt ich net mein Versprechen.

Da soll man nun net gereizt sein. Wahrhaftig, lieber noch einmal eine Rauferei im „Schwarzen Adler", wenn ich nur wüßt, was ich tun sollte!

Ist jetzt zehn Uhr in der Nacht und blitzt es

hinter dem Wald. Ist den ganzen Tag so lästig heiß gewesen, fast wie im Sommer, und scheint nun ein Wetter heraufzuziehen. Drunten in der Bauernstuben lachen und schwatzen die drei, als wär ich gar net vorhanden ...

O Kilian, alter, dummer Kilian! Meinst, du wärest von ihnen schon zum alten Eisen geworfen worden! Na, und wie ist dir denn jetzt?

Will vorhin das Fenster aufmachen, weil's gar so dampfig und schwül in der Stuben gewesen ist, und wie ich hingeh, seh ich in em Gläsle ein Sträußchen Veilchen ...

Herrgott, selbst haben die sich net abgezupft! Also?

Also pack ich meine Schreiberei zusammen und will noch e bißle zu den Lustigen nunter gehen. Wenn ein Wetter kommt, muß der Bauer bei seinen Leuten sein. Und der Grübler?

Mach Schluß, Kilian! mach Schluß!

Ein ruppiges Wetter am heutigen Rupertstag! Das gießt vom Himmel seit frühem Morgen bis jetzt um zwei Uhr, als gössen Millionen Engel alle himmlischen Wasserbutten auf uns runter, und

seh ich den Wald net vor lauter Wasser. Haben uns wie Schnecken jedes in sein Häuschen verkrochen. Der Harry hämmert und schnitzt, der Jörg ist im Stall, die Sabine drüben in ihrer Stuben, und ich sitze vor meinem Häufel Papier und seh vor Dämmerung kaum, was ich schreib.

Aber eins weiß ich: Die Hitzigkeit und die Unrast in mir sind heut nacht mit dem Donnerwetter flöten gegangen, und ist die Schalkhaftigkeit zurückgeblieben. Und die ist das Beste.

Und das ist so gekommen:

Wie ich heute nacht in die Bauernstuben tret, schaut die Sabine mich ganz überrascht an und kann sich net schnell genug fassen, so daß ich in ihren blauen Augen was wie echte Freude seh. Das verliert sich freilich gleich wieder; aber es ist doch dagewesen, und weiß ich, daß es noch hinter dem nun gleichgültigen Blick steckt, wie ein Kind hinter der Tür am Schlüsselloch.

Denk ich bei mir: „Foppst du mich, fopp ich dich auch," und sage: „Na, da sitzt ihr ja beisammen wie auf der Kirchweih!"

Sagt der Jörg: „Willst tanzen, Bauer?"

Sag ich: „Wenn mir mein Buckel net so weh tät, auf der Stell."

Sagt die Sabine: „Du, Bauer, dich hätt' ich raufen sehn mögen. Hätt' gar net geglaubt, daß du so zornig werden könntest ..."

Nick ich, und sagt der Harry: „Ja, ja, stille Wasser."

Sagt der Jörg: „Der Müllers-Wilhelm hat sich drei Vorderzähne bei der Luftfahrt eingeschlagen, und der Schusters-Heiner hat ein geschwollenes Maul nach Haus gebracht, wie e Schweinsrüssel."

Sagt die Sabine: „In Buch haben s' erzählt, der Herr Pfarrer sei furchtbar ärgerlich über dich und wollt dich beim Bezirksamtmann anzeigen. Ich mein, Bauer, damit er's e bißle gelind macht, bringt ihm morgen der Jörg e Paar Grasgänsle."

„Zum Frühstück könnten die ihm grad zur Not reichen," sag ich. „Na, damit der Mann Gottes net vom Fleisch fällt, packst ihm noch en geräucherten Preßsack dazu."

Lachen alle, und rollt hoch über uns der Donner, als hätt auch der Himmel seine Freude dran gehabt. Und hat der Jörg heute früh das alles besorgt und gesagt, der Herr Pfarrer hab geglänzt vor Vergnügen wie e Stück Speck im August und ihm recht herzliche Grüße an mich in dem leeren Korb mitgegeben.

Während es also draußen blitzt und donnert, schwatzen wir weiter, und sagt der Harry auf einmal: „Du, Kilian, schön ist's bei dir da oben. Aber weißt, eins vermiß ich im Rabenhof doch..."

„Was?"

„Kinderfüße und Kinderlachen."

Werd ich rot, seh die Sabine net an und sag: „Na, wart nur! Der Jörg sorgt schon dafür, daß neudeutsche Buben und Mädle Spektakel machen."

Grinst der Jörg und ruft: „Darauf kannst dich verlassen, Bauer."

Sagt der Harry: „Bin davon überzeugt. Aber es wär doch schade, wenn so e prügelfester Mann wie du net heiraten tät."

Sag ich: „Kenn halt keine Preißin wie der Jörg, und e Bayerin mag so en alten Mann, wie ich einer bin, net."

Ruft der Harry: „Na, was sagst du dazu, Sabine?"

Bückt sie sich auf ihr Strickzeug und sagt: „Der Bauer wird's am besten wissen."

„Freilich", sagt der Harry, „so red't nur einer, der sich schon überall nix als Körb geholt hat. Selbst die huldreiche Kordula Findig hat ihn abgewiesen und ist mit ihren Eltern Knall und Fall fortgefahren."

Schreit der Jörg: „Sie, Herr Amerikaner, das ist fei net wahr! Er hat net gemöcht. Ich hab's ja gehört, wie die Alten über ihn geschimpft haben. Und recht hat er gehabt, der Bauer. Denn, mit Verlaub! Das hätt' schöne Mißgeburten gegeben."

Geht bald darauf der Jörg in den Stall, und stellt sich der Harry unter die Haustür, um, wie er's nennt, sein erstes deutsches Donnerwetter zu genießen; sind also die Sabine und ich allein. Sie schaut net auf, ob sie gleich merken muß, daß ich sie fortwährend anstarr.

Sag ich endlich:

„Hast die schönen Veilchen in der Ahndel ihrer Stuben gepflückt?"

Wird sie rot, duckt sich noch tiefer und sagt: „Veilchen? Welche Veilchen?"

Sag ich: „Na, die Veilchen aufm Fenstersims in meiner Stuben."

Sagt sie: „Weiß net. Vielleicht hat die Ahndel sie gestern Nacht auf deinem grün und blau zerschlagenen Buckel gepflückt."

Ruf ich: „Du, Sabine! Ich mein als, der Geist in meiner seligen Ahndel ihrer Stuben tut dir net gut. Du wirst e bißle zu muckfig . . ."

Sieht sie mich wieder mit den klaren Augen an, aus denen ich net klug werd, und sagt:

„Dann quartier ich mich wieder in der Magdkammer ein.“

Sag ich erschrocken: „Gelt, nimm's net für ernst, Sabine!“

Lacht sie, und lachen ihre blauen Augen und sagt: „Und so einen Mann nennt deine Storchen-Bas einen heillosen Raufbold! Bist ja feiner und aufmerksamer als der Tanzlehrer in Würzburg ...“

Sieht sie mich an und, weil bei dem Wort Würzburg auf einmal ein schwerer Sack mit dummen und eifersüchtigen und traurigen Gedanken in meinem Gehirn platzt und wie ein Erdbeben mein Gesicht erschüttert, merkt sie wohl was und sagt ganz sanft: „Ich will dich net ärgern, Bauer. Gewiß net. Aber weißt, manchmal da zuckt's dir so um Augen und Mund, daß ich ganz drauf vergeß, daß du der Herr bist, und daß ich so e bißle en Spaß machen muß. Will's aber nimmer tun.“ Und dabei schaut sie so von unten zu mir auf, daß ich schon den Mund aufmach und was besonders Wichtiges sagen und e bißle wegen dem Herzle visitieren will, da geht die Stubentür auf, und die zwei überflüssigsten Manns-

bilder, die's in dem Augenblick auf Gottes Erdboden gegeben hat, der Harry und der Jörg schieben sich lachend herein. Da zuckt's e bißle um der Sabine ihre Lippen, als ob's ihr leid täte, und ich sag net ganz ohne Verlegenheit:

„Ist das Gewitter noch net vorbei?"

Lacht der Harry und ruft: „Hat dir die Sabine wohl was recht Schönes erzählt, daß du blind und taub geworden bist für das Donnerwetter? Alle Achtung, das tobt bei euch gewaltig! Ist gar net so e zahmes Land, das Deutschland, wie man bei uns drüben glaubt."

Sagt der Jörg und stopft seine Pfeife: „Gehn S' mir weg mit Ihrem Amerika! Wenn wir Deutschen einmal zu schreien anfangen, haltet Ihr Euch drüben die Ohren zu . . ."

Spottet der Harry: „Na, zwischen heut und morgen wird das doch noch net geschehen."

Ruft der Jörg: „Aber geschehen wird's. So gewiß, als der Bauer die Waldtürener verhaut hat." Legt drauf die Pfeife neben sich und seine schwere, rotbraune Pfote auf Harrys Schulter und sagt: „Da brauchen S' gar net zu spotten, Herr Amerikaner. Wenn die neue Rasse, die bayerisch-preißische, raufgewachsen ist, geschieht's.

Der Bruder meiner Friederike-Wilhelmine ist königlich preißischer Vizewachtmeister, und wissen Sie, was der zu mir gesagt hat? ‚Schwager Jörg,‘ hat er gesagt, ‚unsere preißische Aufgabe ist, Ordnung zu schaffen auf der verdammt verlotterten Welt.‘

Nickt der Harry ganz ernst und sagt: „Na, es wär net schad, wenn damit zuerst bei uns angefangen würde. Denn wo das Geld regiert, da regieren Lüge, Heuchelei und Gewalt.“

Nimmt der Jörg wieder seine Pfeife und sagt, während er sie anzündet, stoßweis: „Wird schon so kommen, daß Ihr in Euern Kirchen betet: Erlös uns von dem Übel und schick uns die Preißen.“

Und so schwatzen wir bis gen Mitternacht, bis das Blitzen und Donnern vorüber ist. Und haben uns dann als gute Kameraden gute Nacht gewünscht und unsere Stuben aufgesucht.

Es hat aber die ganze Nacht durch geregnet, und hat mir die eintönige Musik seltsame Träume gebracht, von denen ich erzählen würde, wenn ich ihr Glänzen und Flimmern und ihren Duft auf dem Papier festhalten könnte . . .

Am Tag des heiligen Dionys. Da steht er wieder in meiner Stuben, der Sankt Stoffel, und drunten in der Werkstatt steht sein nachgeschnitzter Schädel, daß der alte Brückenwart, wenn er mal seinen Kopf verlöre, net lang nach einem richtigen Ersatz suchen müßte. Bin froh, daß ich ihn wieder hab, und kommt mir meine Stuben noch einmal so schön vor, zumal die Sabine ihm und dem Christkindle zwei Kränzchen aus Gänseblumen gewunden und aufgesetzt hat.

Die Sabine!

Weiß Gott, was die und der Harry für Geheimnisse haben! Sie ist viel bei ihm, sie wechseln bei Tisch Blicke, halb schelmisch, halb ernst, daß es manchmal in mir aufkochen möcht, wenn ich's zugeben tät.

Und ein paarmal schon hat's in mir geschrien: „Esel von einem Kilian! Pack das Mädle mit deinen Armen und hab's gern. Sonst wirst alt vor lauter Schmachten und Hinwarten."

Und dann bin ich davongelaufen, stundenweit davongelaufen. Aber mein Ich ist mitgelaufen und hat endlich vergnügt zu mir gesagt: „Sind wir e Paar Narren, du, alter Kilian, und ich!"

Und das schreib ich da als Mann nieder: Wenn

der Bauer in mir der Sabine was zu leid tut oder ihr nur e bißle zu nah tritt, dann bringt ihn der Grübler in mir um. Das ist wie e heiliger Schwur.

Hab ihr das Herzle noch immer net gegeben, und weiß ich net, was sie von mir hält. Sie weicht mir aus, das merk ich, und wenn's mit mir reden muß, hat sie's eilig. Für den Harry aber hat sie Zeit.

Gestern hat der Jörg dem Amerikaner von einem Ritter und Minnesänger droben im Thüringischen was erzählt, der zu seiner ehelichen Frau noch eine zweite aus dem Morgenland mitgebracht hat, die sich recht gut vertragen haben miteinander.

Hat der Harry der Sabine zugenickt und gesagt: „Sind ein paar große Frauen gewesen, die in der Lieb zum Ritter sich vertragen haben. Kann's zwar kaum glauben, daß so was möglich sein könnt."

Sag ich: „Ist's vielleicht so gewesen, daß die eine Frau in ihm den Helden, die andere in ihm den Dichter geliebt hat, und daß so keine der andern ins Geheg gekommen ist."

Sieht mich der Harry starr an, als hätt er selbst

sein Gesicht aus einem Holzklotz geschnitzt, und sagt e bißle von oben herab, wie ich's von ihm gar net gewohnt bin: „Leitest's wohl von deinen geheimen Wünschen ab: ein Weib für den Bauern, ein anderes für den Grübler?" Seh ich, daß die Sabine kein Fäserchen in ihrem Gesicht verzieht, und ärgere ich mich über ihre Gleichgültigkeit, sag also scharf: „Mir brauchst solche Gedanken net unterzuschieben, Breitmann! Mir net. Aber freilich, man sucht keinen hinterm Ofen, wenn man net selber schon dahinter gesteckt hat!" Schieb den Teller weg, steh auf und geh ausm Haus.

Ist doch ein zu starker Tabak gewesen das Wort!

Der Bauer in mir, der braucht kein Weib. Hat er's bald einundvierzig Jahr ohne e solches ausgehalten, hält er's auch weiter aus. Wenn er manchmal e bißle nach einem solchen schreit, zum Kuckuck, so ist's eben das Blut. Aber kaltes Wasser und Arbeit dämmen's schon wieder zurück.

Und der Grübler? Ja, der freilich, der brauchte ein Weib. Denn, was das Herz so bewegt, das allein zu tragen, ohne en guten Kameraden, das ist höllisch hart. Die Sabine verstünd's. Aber ich will net. Ich darf net. Sie soll net unter dem Gespött zusammenbrechen wie meine Mutter.

Sie soll net ihr jungs Leben an mein altes binden. Und ich mag keine Frau, die in mir vielleicht bloß den ersten Geliebten liebt.

Also, Himmelherrgott, soll man mich ungeschoren lassen mit dem Gefopp. Trag schwer genug daran.

Wie ich abends heimgekommen bin, red't niemand e Wort bei Tisch, und so ist's auch heut gewesen. Tut's der Harry nun, weil er sich schämt, oder weil er sich über mich ärgert? Mir gleich, ob's mir auch nahe geht, daß er sein gutes Ich so häßlich maskiert, und daß die Sabine mit ihm scherzt, für mich aber keinen freundlichen Blick hat.

Auch recht. Begehr kein Almosen.

Sitz nun da in meiner Stuben, hör die drei unter mir lachen und schwatzen und komm mir vor, als gehörte ich gar nimmer herein in mein eigenes Haus. Etwas wie Wut steigt in mir auf ... Blick vor mich hin, und seh ich die trüben, ernsten Gesichter derer, die einmal hier gehaust, von den dunklen Wänden her mich anstarren. Draußen schneit's wie im tiefsten Winter, und was ich schon einmal Schönes und Liebes empfunden, das ist alles in mir begraben.

Denk an den Herrn Vetter Immerwach, und fällt mir ein, was der einmal zu meinem Vater selig gesagt hat:

„Das Grausamste, was unser Herrgott vollbracht hat, ist, daß er uns an uns selbst festgenagelt hat. Je mehr wir streben von uns loszukommen, desto enger werden wir mit uns verbunden.“

Darüber bin ich mir jetzt klar, daß die Sabine nix mehr von mir wissen will, und wird es am besten sein, ich trag morgen Kette und Herzchen zum alten Moses Silbertau zurück und verkauf's ihm wieder. Sie hält ja doch nix von mir. Will die Kette und das Herzchen gleich in meine Joppentasche stecken, damit brech ich alle Möglichkeiten, mir doch wieder mal was einzubilden, ab und bin, der ich gewesen bin, ehe die Sabine in mein Haus gekommen ist.

Wie kein Hühnchen mehr in seine alten Eierschalen zurückriecht, so soll auch ein vernünftiger Mann net immer in sein altes Weh und hoffnungsloses Seufzen zurückkriechen. Vorwärts soll er schauen.

Und e bißle mehr Verstand als so e Hühnchen wirst doch wohl haben, alter Kilian Kötzler. Mußt überhaupt mehr deiner Ahndel nachfahren, mußt

starr und hart werden; das Leben ist ja auch net weich . . .

In der Nacht des Ezechieltages. Grad schlägt die Uhr elf, und knistert's und kracht's in der Stuben und im Haus, als ob gute Geister sich regten und die Gliedmaßen streckten, ehe sie um Mitternacht erwachten.

Ist ein schöner Tag gewesen und einer von den ganz seltenen, und ist mir das Herz so voller schöner Gefühle, als eine Wiese voller Schlüsselblumen. Weiß net, wie ich's festhalten soll, was ich heut erlebt hab, und möcht den Frühlingswind über das Papier mit den nassen, schwarzen Buchstaben hinblasen und die Frühlingssonne darüber scheinen lassen, um e bißle von all dem Duft und Glanz für die Zukunft aufzuspeichern.

Bin gestern, weil e Kuh gekalbt hat, net ausm Haus kommen. Heut früh ist die Sabine nach Markt-Buch, und weil ich erst um Mittag fort geh und ihr net, wenn sie heimgeht, auf der Straßen begegnen will, geh ich durch den Hohlweg. Ist ein schöner Tag gewesen und aller Schnee verschwunden, wie das Weinen auf einem Kinder-

gesicht, und haben die Schlehdornen über und über geblüht. Denk ich bei mir: Der blaue Himmel, das schwarze Geäst, die Silberblüten und der gelbrote Sand des Hohlwegs klingen geradeso wundervoll in meiner Seele wider, wie die Musik beim Hochamt neulich in Markt-Buch. Und komm ich an das Wegbild und seh zur Linken den alten Schäfer Gabriel im blauschwarzen Mantel auf den Stab gelehnt, um ihn die Herde und hinter ihm ganz zartblau die Rhönberge. Winkt er mir würdevoll mit der Hand und ruft:

„Ist ein gesegneter Tag heut, Kilian, und sucht sich heute alle Kreatur auf Erden, so zusammengehört."

Lach ich und denk: „Und meidet sich alle Kreatur heut auf Erden, die net zusammengehört." Und geh weiter auf der Straße und seh bald im Grund Markt-Buch. Wie ich an den Bach komm, wo der Fußsteig nach Lindelach ausm Wald nunterführt, prall ich bei einer Biegung um en Weidenbusch fast mit der Sabine zusammen, die mir net hat aufm Heimweg begegnen wollen.

Herrgott, was ist all die Schönheit droben im Hohlweg gewesen gegen die Röte ihrer Wangen, das Leuchten ihrer Augen und das verschämt glück-

liche Lachen ihres Gesichtes! Nix, gar nix, weil in dem Hohlweg die Seele gefehlt hat.

Sag ich: „Ausweichen hast mir wollen, Sabine?"

Sagt sie und blickt ernst drein: „Du mir wohl net?"

Sag ich: „Aber unser Herrgott hat bei sich gedacht, wie er ausm Himmelsfenster runtergeguckt hat: „Na, wartet nur, ihr zwei! Euch will ich mal en Streich spielen."

Lacht sie herzhaft, und lachen ihre blauen Augen, daß ich bis aufn Grund ihrer Seele hab zu schauen vermeint.

Sag ich: „Weißt, Sabine, da hab ich dich das erste Mal gesehen."

Blitzt sie mich wie zornig an und sagt: „Hast halt e schlechtes Gedächtnis, Bauer."

Sag ich: „Nä. Da hab ich die Sabine das erste Mal gesehen. Drüben in Waldtüren ist's bloß e Kind gewesen."

Und greif in meine Joppentasche, zieh die Kette mitm Herzchen raus und sag: „Da bring ich dir endlich das versprochene Herzle, Sabine."

Wird sie rot wie e Klatschrosen und sagt: Für das Kind ist das zu kostbar."

Sag ich: „Ja. Aber ich kann ihm doch net e fünfzehnjährige Katze schenken."

Lacht sie fröhlich und sagt: „Nä, aber die Sabine kann deine Kette net annehmen."

Ruf ich: „Warum denn net?"

Sagt sie: „Weil du der Sabine keine versprochen hast."

Sag ich: „Du, ich nehm die Kette bloß zurück, wenn ... Laß mich ganz offen mit dir reden. Ich will dir gewiß net weh tun ... Ich behalt die Kette bloß dann, wenn die Erinnerung an den Professorssohn dir die Annahme net erlaubt. Denn weißt, ich möcht net, daß du ihm untreu wirst."

Sieht sie mich mit nassen Augen an und sagt: „Er ist tot und wenn ich an ihn denk, kann ich's tun, ohne daß du ..."

„Sags fertig, Sabine! Red offen!"

„Ohne daß du eifersüchtig zu sein brauchst!"

„Sabine!"

„Ja, gewiß! Er ist's ja auch net auf den andern gewesen."

Steigt mir das Blut zu Kopf, und ruf ich: „Was? hast vor ihm schon en andern gern gehabt?" Und ist alles auf einmal um mich her ganz düster.

Nickt sie mit dem Kopf und sagt, ohne ihre klaren Augen von mir zu wenden: „Ja. Schon als ganz kleines Kind. Wie ich so recht in Nöten

und Kummer gewesen bin, ist er zu mir getreten und hat mich getröstet, und da hab ich ihn lieb gewonnen und ihn nimmer vergessen bis heute ...“

Sag ich: „So? Und wer ist's gewesen?“

Blickt sie mich traurig an und sagt: „O Bauer, hast du e schlechts Gedächtnis! Und ist mir's doch mein Glück gewesen, daß ich gewußt hab, daß es so en guten Menschen gibt!“

Und sie senkt den Kopf und geht.

Da ist mir, als schaute ich von einem hohen Berg und sähe die ganze Welt klar unter mir gebreitet. Ich rufe: „Sabine!“

Sie wendet sich mir zu, und sag ich zögernd:

„Du, ist der Mann am Ende gar der ... Kilian Kötzler gewesen?“

Antworten ihre schönen Augen mit einem stummen Ja, und eil ich auf sie zu, leg ihr mit zitternd tappigen Fingern die Kette um den warmen Hals und meinen Mund auf ihre Lippen ...

Und nach ein paar Sekunden sag ich wie ein Trunkener:

„Aber so arg alt bin ich schon, Sabine!“

Wirft sie ihre Arme um mich und sagt: „O du! Vor fünfzehn Jahren, als ich dich liebgewonnen hab, bist du viel, viel älter für mich gewesen!“

Sag ich: „Aber der . . . der Herbert . . .?“

Sagt sie: „Ich hab nur dich lieb. An ihn denk ich, wie man an einen lieben Toten denken darf.“

Sag ich: „So, nun gehst mit mir nach Markt-Buch zurück, Sabine. Deine Eltern und die Storchen-Bas müssen's gleich erfahren.“

Und gehen wir nun nebeneinander dem Markte zu und schwatzen drauf los, als wäre die Welt bloß wegen unserm Glück geschaffen worden . . .

Will nix weiter darüber schreiben, dieweilen die Erinnerung an diesen Wundertag sich net in Worten aussprechen läßt und sich die Worte auf dem Papier ausnähmen tot, starr gleich dem Ammonshorn, das der Förster von Lindelach über seiner Haustür hat einmauern lassen und das nix verrät von dem fröhlichen Leben, das in ihm vor der Sündflut gewesen ist.

Nur das will ich erwähnen, daß die Storchen-Bas jedem von uns bei einer Stunde eine Mahnrede gehalten hat, doch ja den andern zu lieben und zu ehren, und daß der Schneiders-Jakob zu mir gesagt hat: „E bißle spät bist dran mit dem Heiraten, aber ich mein, du besorgst's desto gründlicher.“

Sind dann Hand in Hand am Abend heim, net ohne oft stehen zu bleiben, um uns zu vergewissern,

ob keins das andere verloren hätt. Und wie wir so dem Hof uns nähern, steht der Harry unter der Tür, guckt und verschwindet. Hat sich ins Bett gelegt, weil er sich net ganz wohl fühle, hat er durch die Stubentür gerufen. Haben wir ihm also unser Glück net mitteilen können, und hat sich bloß der Jörg mit uns gefreut.

Und nun sitz ich da, allein in meiner Stuben und weiß doch, daß ich net mehr allein bin. Dank unserm Herrgott für den Tag und denk selbst von dem rothaarigen Schulzen e bißle milder; denn ohne den Lumpen wär alles ganz anders gegangen. Und denk ich: Im Leben ist's wie beim Sä'n. Man muß halt seine Pflicht tun, am übrigen kann man nix ändern. Aber es gibt, mein ich, kein ganz vollkommenes Unglück. Sondern wie's keine stichstockfinsterschwarze Nacht gibt, sondern e bißle Licht drin webt, so liegt auch in jedem Unglück e Fäserle Glück. Und drum, alter Kilian, laß den Kopf net hängen, wenn net alle Tage so wie der heutige sind.

Am Anselmtag. Es regnet wieder einmal seit frühem Morgen, daß man kaum den Wald sieht;

aber im „Rabenhof“ scheint die Sonne, und im Jörg seinem Häuschen haben die Tüncher mit dem Anstreichen der Stuben begonnen. Wir haben en Besuch verloren und neuen gekriegt. Hat die Storchen-Bas die Schneiders-Mutter heraufgeschickt, damit die Waldtürener und Markt-Bucher net ein böses Gered über uns Verlobte in ihre ungewaschenen Mäuler nehmen, und bin ich recht froh, daß die Mutter da ist, dieweilen sie fröhlich und fleißig ist und doch gar net wie so e Bäuerin.

Dagegen ist der Harry fort, und das tut mir arg leid, dieweilen wir e bißle in Unfrieden auf die letzt miteinander gelebt, uns aber im übrigen doch so gut verstanden haben. Ist also fort, wie er gekommen. Die Sach ist aber so gewesen: Am Morg n nach unserer Verlobung, früh fünf Uhr find't die Sabine aufm Tisch in der Bauernstuben en Zettel mit den Worten: „Ich geh heut nach Kissingen und komm erst in ein paar Tagen wieder.“

Denken uns nix dabei, arbeiten und schwatzen, baun Luftschlösser und wundern uns, daß wir so lang wie blind aneinander vorübergegangen sind.

Drei Tage später kommt aus Schweinfurt e Brief, und schreibt der Harry: „Muß leider, ohne

Euch allen noch einmal die Hand zu schütteln, nach Amerika zurückreisen. Ich danke Euch von Herzen und werde, wenn der Tag gekommen ist, von mir hören lassen. Schickt, bitte, meine Koffer hierher in das Hotel zur Krone! Glaub nicht, lieber Kilian, daß ich Dich je vergessen werde! Auf der ganzen Welt steht mir keiner so nah wie Du.

Harry Broadman."

Hat der Sabine und mir recht leid getan. E paarmal hab ich sie fragen wollen, warum sie so viel mit ihm gelacht hat. Weil ich mir aber gesagt hab: „Sie hat dich lieb und hat nie ein Unrecht getan," hab ich's bleiben lassen. Es muß eben, mein ich, mit der Lieb sein wie mit dem Bestellen eines Ackers. Jedes Jahr kommt der einem als ganz unberührt vor und vertraut man ihm seinen Fleiß an. Und in der Liebe darf man auch net rückwärts schauen und die Geliebte mit Eifersuchtsfragen quälen; sondern da muß man ihrer Lieb und Treue und Wahrheit Vertrauen schenken. Wer anders handelt, ist e Narr.

Gestern abend ist der Jörg fuchsteufelswild von Waldtüren raufgekommen, und wie er die Gäul in den Stall führt, sagt er:

„Du, Bauer, heut wennst dabei gewesen wärest,

heut hätten wir zwei emal die Waldtürener Lumpen tüchtig verdreschen können, die Malefizkerle!"

Sag ich: „Sind's wieder der Schusters-Heiner und der Müllers-Wilhelm gewesen?"

Sagt er: „Nä, die zwei haben nur als so dumm gelacht. Aber deine saubern Vettern, die du bei dir gefüttert hast, die haben ihre Mäuler spazierengehen lassen . . ."

Sag ich: „Na, was habens s' denn gered't?"

Sagt er: „Ah, das kann ich net alles erzählen. Du tätst e Franzosenbrütanstalt anlegen, und wenn der Schneiders-Jakob dir übern Weg trauen tät', hätt' er net sein Weib zur Aufsicht auf den Rabenhof geschickt . . ."

Sag ich e bißle zornig: „Und da hast du ruhig zugehört, Jörg?"

Sagt er: „Ja, hab net gack dazu gesagt."

Sag ich noch zorniger: „Na, da bist e schöne Lötfeigen!"

Sagt er: „Bauer, denen bin ich im Mauldenken net gewachsen, denen muß man anders kommen."

Sag ich verächtlich: „Ich merk's, wie du denen gekommen bist. Bist aus der Stuben und hast gedacht, sie täten sich wunder wie ärgern, wenn s' deinen geflickten Hosenboden sehn."

Sagt er: „Aus der Stuben bin ich und bin wieder in die Stuben zurück mit meiner Peitschen und hab, ohne das Maul aufzumachen, weil ich doch meine Pfeifen net hab verlieren wollen, ihnen saftig mit der Peitschen über die Köpfe gehaut, daß es nur so geknallt hat.“

Lach ich und sag: „Bist en ächter Rabenhöfer und darfst dir auch noch e kleins Gemüsegärtle vor deinem Häuschen anlegen, Jörg.“

Sagt er: „Dank ich halt schön. Aber, Bauer, jetzt kannst du mir kalte Umschläg aufm Buckel machen; denn sie haben mich weidlich verhauen. Aber die Pfeifen hab ich zwischen den Zähnen behalten, und ist sie net einmal kalt geworden.“

Hab ich also die Nacht durch wie der barmherzige Samariter den Jörg gepflegt, und hab ich so nach und nach erfahren, daß er die Kerle zwar net durchs Fenster geworfen, aber mit Fäusten und Fußtritten gehörig bearbeitet hat. Und hab ich mich gefreut über seine Anhänglichkeit.

Eins aber ärgert mich. Das ist, daß sie mir so was Schlechtes zutrauen. Aber räum den schlechten Menschen en jeden Anlaß zum Verleumden ausm Weg, sie finden immer was, woraus sie Gift ziehen. Und das wollen Menschen mit unsterb-

lichen Seelen sein! Ich glaub, bei denen hat unser Herrgott zu viel Erden erwischt, und die Seelen, die er ihnen hat einblasen wollen, ist statt in ihre Mäuler an den Ohren vorbeigeflogen.

Muß nächstens mit dem Pfarrer reden. Das ist doch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß er wider die Verleumdung kämpft. Sonst gnade Gott meinem Weib und dereinst unsern Kindern, wenn sie in einem christkatholischen Dorf solchen Anfechtungen schutzlos preisgegeben sind.

Am Tag der heiligen Katharina von Siena. Jetzt ist's nachts elf Uhr, und bin ich gar nimmer müd, ob ich gleich den ganzen Tag aufm Feld gearbeit't hab. Das macht die große Nachricht.

Wie ich heut abend so um sieben Uhr heimkomm, geht mir die Sabine mit einem ernsten Gesicht entgegen und sagt: „Du, Kilian! Ich hab doch heut die Stuben der Ahndel ausgeräumt, weil wir die zu unserer Schlafstuben machen wollen. Und wie ich mit der Mutter die schwere Truhe aufn Flur getragen hab und in der Stuben den Fußboden aufputzen will, seh ich aus einem Spalt in der Holzvertäfelung e Stückle Papier

rausgucken. Ich zieh daran, da löst sich e Brett, und es fallen mir e paar beschriebene Blätter entgegen. Und gelt, sei net bös! ich hab's gelesen und . . ." Sie kann net weiterreden, lehnt sich an mich und sieht mich mit ihren schönen, blauen Augen so lieb an.

Sag ich: „Was steht denn drinnen? Wer hat's denn geschrieben?"

Sagt sie: „Das mußt selber lesen, Kilian. Es liegt aufm Tisch droben in deiner Stuben."

Geh ich aber zuerst mit der Sabine zum Essen und muß hernach noch im Stall arbeiten. Endlich um neun Uhr geh ich in meine Stuben. Da liegen die Blätter, und hat die Sabine e paar Zweiglein Immergrün mit blauen Blüten darüber gestreut, und denk ich: „Das kann nix Schlimmes sein, wenn die Sabine so was getan hat."

Schau die krausen Buchstaben an und kann mir net denken, wer sie geschrieben. Stopf meine Pfeife, zünd sie an, lese und gucke starr, als träumte ich, auf die Schrift. Ich seh im Geist wieder durchs Schlüsselloch und wie die Ahndel gleich der schmerzhaften Gottesmutter den Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße hält und ihm zuflüstert. Da fühl ich die Nachwehen ihrer großen

Liebe, und wird mir zumute, als sollt ich vor Weh vergehen.

Schreib ich also ab, was auf den Blättern vor mir geschrieben steht: „Ich, Margreth Kötzler, meynes Alters im 65. Jahr, schreib dieses am 22. November 1844 nieder, dieweilen meyn Gewissen mir net länger Ruhe läßt und meyn Sohn in jeder Nacht mit gehobenen Händen an meyn Bett kommt, als thät er mich beschwören, meyne arme Seele durch bußfertige Beychte zu erleichtern. Der liebe Gott und die Jungfrau Maria und alle Heyligen wissen, ein wie armseelig, gequältes Weyb ich meyn Lebtag bin gwesen und daß ich net hab die Wahrheit dürfen bekennen, dieweylen der hochwürdigste Herr Prior von Maria-Bach mich hat auf das heylige Evangelienbuch schwören lassen zu schweygen. Hab ich meinen Eyd gehalten, ob mir gleich oft hat das Herz zerspringen wollen, wenn der Herr Pfarrer im Beychtstuhl nach verborgenen Sünden geforscht hat oder mein Sohn schier erlegen ist unter seinem Kummer und Weh. Hab ihn net tröften dürfen, wie sein Weyb ist von ihm gegangen, und hab's mit ansehen müssen, wie sie den Kilian gequält haben. Denn der Herr Prior hat meynen Mund durch den Eyd

verschlossen und kann ich in meyner Not bloß auf dem Papier zu unserm Herrgott mich flüchten.

Bin sechzehn Jahr alt gewesen, als der Anton Ränftlein, der in Maria-Bach Mönch gewesen ist, zu seiner todkranken Mutter heimgekommen ist, und haben die Häuser unserer Eltern aneinander gestoßen. Ist der Anton fünfundzwanzig Jahr alt gwesen und ein schöner Mann. Seine Mutter hat ihn in schwerer Krankheyt der Kirchen verlobt und ist bald darauf wie durch ein Wunder genesen. Hat der Anton oft am Zaun mit mir geplaudert, ist hernach auch zu uns ins Haus gekommen, und hab ich ehrfurchtsvoll zu dem geweyhten Herrn aufgeblickt. In der Nacht, wo seyne Mutter gestorben ist, ist er zu uns in den hintern Garten gekommen, hat meine Hand in die seyne gelegt, daß mir's wie Seligkeit durch den Körper geflossen ist, und hat mir gestanden, daß er mich liebe und net Mönch bleyben könne. Haben wir zwey armen, blinden Menschlein miteinander geheult und hab ich ihn lieb gehabt, und wie der Nachbarshahn das erste Mal hat gekräht, hat der Anton mich hinter dem Kruzifix, wo unser Garten an den Feldweg stößt, vor dem lieben Gott zu seinem Weyb gemacht. Hab net an eine

Sünde gedacht, dieweylen er unter öfterer Anrufung des Gekreuzigten sich zu meynem Ehemann geschworen hat. Sind noch e paarmal zusammengewesen, und hab ich dem Anton alles gegeben, was ich armes Mädle gehabt hab, all meyne Liebe und meyn ganzes Herz.

Und ist hernach der Anton wieder ins Kloster zurück, und bin ich daheimgeblieben wie trunken von Liebe und hab gewartet, daß er aus dem Kloster entlassen werde und mich hole. Vergehen vier Wochen, und merk ich, daß ich ein Kind unterm Herzen trage. Gibt mir eines Tages ein wandernder Kapuziner en Zettel, worauf steht, daß ich sogleych nach Kloster Bach sollt kommen.

Sag ich also meynem Vater, ich hätt e Gelübde nach Maria-Bach getan, und geh dorthin. Komm ins Kloster und führt mich ein Laienbruder statt zum Anton zum Herrn Prior. Sagt dieser, der Anton sei jäh verschieden, und fall ich vor Herzelend um und lieg bey einer Stunde ohne Bewußtsein. Hernach red't er mir zu und sagt, der Anton hab seyne schwere Sünde bereut und befehle mir, da ich mich mit ihm, eynem geweyhten Herrn, vergangen hätte, davon nix zu erzählen, sondern vielmehr auszusagen, ein Franzose habe

mich vergewaltigt. Es sind nämlich damals die Franzosen flüchtig durch die Rhön gezogen. Hab ich in meyner Seelenangst den verlangten Schwur aufs heilige Evangelienbuch geleistet und bin nach Hause, mehr tot als lebendig.

Am nächsten Tag hab ich, wie der Anton es durch den Herrn Prior von mir gefordert hat, gelogen und gesagt, am Holderbrünnlein hätt' mir e Franzos Gewalt angetan. Hab's net für e Sünd erachtet, dieweylen so e frommer Mann, wie der Herr Prior, mir den Schwur vorgesprochen hat.

Und sind Jahre darüber vergangen, da hab ich von em Kapuziner, der terminieren gegangen ist, gehört, der Anton lebe und sei in einem fernen Kloster. Sagt der Bruder: „Hat einmal ausspringen wollen, der Pater Anton. Aber der Prior von Maria-Bach hat den Braten gerochen, ihm ins Gewissen gered't, an seyne tote Mutter erinnert und ihn so zum Gehorsam zurückgeführt."

Hab ich acht Tage lang in einem fort geweynt und gedacht, ich sey betrogen worden und dürfte meynen Eyd net länger mehr halten. Da ist mir eines Nachts der Anton erschienen, hat den Finger auf den Mund gelegt und mich ernst angeblickt. Darauf hab ich von neuem Schweygen gelobt;

aber ich bin hart geworden, dieweylen ich net hab begreifen können, wie Gott so was Hartes durch seine geweyhten Diener mir hab auferlegen können.

Und hab ich zusehen müssen, wie mein Sohn dahingeschwunden ist in seinem Kummer, wie sein Weyb, das ich lieb gehabt hab, aber net hab offen lieben können, sich vor mir gefürchtet hat, und wie der Kilian zu mir ans Herz kriechen möcht und ich ihn zurückstoßen muß. Herrgott im Himmel, wie viel hab ich gelitten! Bist du der gerechte Vater, dann mußt du all die Lieb, die ich auf Erden net hab ausgeben dürfen, mir in deinem Reich schenken. Dann mußt du meinem armen Bum sagen, was ich in seine toten Ohren geflüstert hab, daß seine Mutter ein geschlagenes Weyb gewesen, das ihm net hat gestehen dürfen, was sie hat durchmachen müssen, und ihm hat net gestehen dürfen, wie sie ihn gern gehabt hat. Und, Herrgott im Himmel, nimm den Eyd von deinem heyligen Evangelienbuch und laß mich bei dir werden, was ich in meynem Herzen bin immer gewesen: das eheliche Weyb meines Anton! Straf mich net, weder um meyner Liebe zu ihm willen, noch darum, daß ich meinem Bum und meinem Enkel so hart begegnet bin.

Und das Weib meines Bum, ich hab's ja vor der Hochzeit gewußt, wie's um sie steht, und ihr net geholfen, das Weib meines Bum . . ."

Weiter hat sie net geschrieben, die arme, gute Ahndel . . .

Da bin ich nun gesessen vor meinem Tisch, hab auf die unbeholfenen, verzerrten Buchstaben gestarrt und auf die Immergrünzweiglein mit den blauen Blüten und hab dem Pfaffen, dem Prior, geflucht und hätte zu den scheuen, blassen Gesichtern derer, die in diesem Haus einst gewesen sind, und die jetzt von den Wänden zu mir herabgeschaut haben, rufen mögen: „Das hat unser Herrgott erlaubt! Er hat net Schwefel und Feuer regnen lassen, wie der Prior die Ahndel zum Eid beredet hat. Und hat net mit der milden, göttlichen Hand ihre und meines Vaters Herzeleid geheilt. Erlaubt hat er's, erlaubt!"

Und da ist's in mir so wüstenleer gewesen, wo eben noch unseres Herrgotts Bild gestanden hat, und mir ist gewesen, als sollte das Herzeleid, das die Ahndel und meinen Vater niedergebrochen hat, nun wie ein furchtbares Hagelwetter auch mich niederwerfen. Da ist die Angst, die schreckliche Angst über mich gekommen, und bin ich zur

Tür gelaufen. Und kommt just meine Sabine von draußen herein, sieht mir in die Augen, packt mich mit ihren Händen und sagt so weich und gut, als hätt' sie mir in der Seele lesen können:

„Ist doch herrlich viel Lieb gewesen in der Ahndel, und hat ihr der liebe Gott solche Lieb ins Herz gelegt."

Ruf ich: „Der liebe Gott? Und das andere, das hat er ruhig zugelassen, gelt? Davon red'st net."

Sagt sie: „Menschenlug und -trug kann und will unser Herrgott net verhüten, dieweilen jeder Vernunft und freien Willen mit ins Leben gekriegt hat. Aber wenn ein Mensch durch andere so recht gemartert wird, legt er ihm was Besonderes zu, draus er Kraft ziehen soll. Und bei der Ahndel ist's die Lieb gewesen."

Sag ich: „Die Lieb! Und dabei ist sie so nach und nach versteinert worden und hat meinem Vater selig net e bißle das Leben erleichtert!"

Sieht mich die Sabine mit ihren guten blauen Augen an und sagt:

„Ist freilich hart gewesen das. Aber wie wär's erst gewesen, wenn sie net die große Lieb gehabt hätt, Kilian? Die hat sie aufrechtgehalten ..."

Sag ich: „Ja. Aber mein Vater ist jämmerlich darüber zugrund gegangen, Sabine!"

Sagt sie: „Ich glaub, dein Vater ist weniger an seiner als an deiner Mutter gestorben."

„Mag sein. Aber die Ahndel muß da was haben verhüten können und hat's net getan. Also ... wen trifft die Schuld?"

Schmiegt sich die Sabine an mich und sagt: „Net den Herrgott, net die Kirchen, net die Ahndel, sondern allein den Prior. Die Ahndel war durch den Eid in der Seele gelähmt und hat net können, wie sie gewollt hat."

Und wird's still in unserer Stuben, und hör ich das Schlagen vom Herzen der Sabine und fühl ihren warmen Körper an dem meinen. Ganz still ist's, bloß das Öl in der Lampe summt. Da sagt die Sabine auf einmal ganz leise, als tät sie zu sich selbst reden: „Wie die Ahndel das so schön schreibt von der Lieb hinterm Kruzifix! Was ist da ihr späteres Leben mit aller Not dagegen!"

Tu ich, als hört' ich ihr lautes Denken net, und küss' sie auf die Stirn, und sagt sie e bißle verlegen: „Sei net bös, daß ich so was gesagt hab! Aber ich kann's ihr ja nachfühlen, wie's schön sein muß, wenn Herz und Herz sich ganz finden."

Und dann macht sie sich los, geht zu den Papieren und liest mit roten Wangen in dem Geschriebenen.

Ich steh im Schatten, seh sie an und denk: „O Wunderaugenblick, wenn sich in der Braut das Weib rührt und die Wandlung net scheu verbergen will!"

Tut sich die Tür auf, und kommt die Schneiders-Mutter in die Stuben, trocknet sich mit der Schürze die nassen Finger und sagt:

„Na, Ihr schaut ja drein, als hätten Euch die Hühner das Brot gestohlen! Laßt Euch wegen der Ahndel keine grauen Haare wachsen. Was sie erlebt hat, hat sie mit sich ausmachen müssen. Aber recht ist's mir, daß wir das Geschriebene haben. Jetzt sollen die Waldtürener dich noch emal Franzosen schimpfen! Gleich morgen gehst zum Pfarrer und steckst ihm e Gollicht auf. Wenn er net von der Kanzel runter gegen das Gespött wettert, dann erzählen wir jedem, der's hören will, von dem Pfaffenstreich! Der Vater ist der erste, der dafür sorgt."

Wird mir freier ums Herz, und sag ich: „Ist gut, dein Rat. Kann bei der Gelegenheit überhaupt mal mit dem Pfarrer e Hühnchen rupfen. Wollen uns net um Vergangenes absorgen, sondern für die Zukunft bauen."

Und damit sei's genug für heute! Die Uhr schlägt zwölf, und sollen die Geister net durch

mich in ihrem Treiben gestört werden. Bin noch ganz benommen von dem, was mir der Abend gebracht hat; aber der Schlaf wird mir die Klarheit wiedergeben, wie er es schon so oft getan hat. Und damit Gott befohlen!

Philipp und Jakob ist heute gewesen und ein heißer, schöner Tag. Das hat auch der hochwürdige Herr Pfarrer heut nachmittag gesagt, wie er von seinem Sitz sich erhoben und mich durch den ganzen Garten geführt hat bis an die Dorfstraßen wie einen Bischof, der ihm hat auf den Zahn fühlen wollen und dem er nun alle Ehre zu erweisen sich bemüht.

Die Sach ist aber die gewesen: Ich hab von der Sabine en großen Korb mit Eiern, Butter, Würsten packen lassen, obendrauf e Fläschen Kometenwein gelegt und bin vor das Pfarrhaus marschiert. In meiner Joppen aber hab ich der Ahndel ihr Schreiben getragen. Geh also ins Haus und seh keinen Pfarrer hinten und seh keinen Pfarrer vornen, riech aber so en guten Kaffee und en noblen Kuchen und denk bei mir: Verhungert ist er net, der geistlich Herr. Und bin ordentlich froh,

weil ich ja sonst den schweren Korb wieder hätt den Berg naustragen müssen.

Kommt die Haushälterin mit ihrem galligen Gesicht vom Hof rein, sieht mich und schnauzt mich ab mit den Worten: „Der Herr Pfarrer darf heut net gestört werden. Was gibt's denn schon wieder?"

Sag ich gar nix, sondern halt ihr den Korb unter die dicke, lange Nase, und da grinst die Alte und bedankt sich und sagt: „Ich hab dich net gleich gekannt, Kötzler. Ja, für dich ist der Herr Pfarrer jederzeit zu sprechen. Komm nur gleich . . . das heißt, du kennst ja den Weg ins Gartenhäuschen . . . da brauch ich ja gar net mit."

Geh ich also übern Hof in'n Garten und wend mich dem Häuschen zu, bleib hinter em Johannisbeerstrauch e bißle stehn und freu mich von Herzen über die rückwärtige Ansicht des geistlichen Herrn: da ist alles übergequollen, die Sitzfläche, der Nacken, die Wangen, und wie e bescheidener I-Punkt hat das Tonsürle darüber geschwebt. Und ich freu mich auch von Herzen über das, was auf dem Tisch vor ihm steht: eine riesengroße Kaffeekanne, eine Tasse, ein ganzer Gugelhopf, ein Laib Brot, Butter und Honig. Und ich freu mich, daß ihm die Sorge um unsere Seelen doch noch net ganz

den Appetit verschlagen hat; denn nun fängt er an zu essen. Laß ich ihn also e net kleins Stück Gugelhopf in die Tasse tunken und ausessen. Das dauert keine ganze Minuten, so ist's geschehn, und er rüstet sich, das Verfahren noch emal zu probieren. Und denk ich bei mir: Geh, Kilian, laß ihm noch e bißle seine Ruh! Schau, die Mücken auf seiner Tonsur können ihn net stören, so vertieft ist er; dann wirst doch du net so grausam sein?

Wart ich also, bis er die dritte Tassen sich einschenkt, und will ich weiter warten, bin ja von meinem Stall her das Zusehn gewöhnt, da kitzelt mich so e dummer Johannisbeerzweig an der Nasen, daß ich laut nies, so daß der Herr Pfarrer erschrocken herumfährt nach mir, den Kaffee aus der Kanne auf den Tisch gießt und, rot wie e Truthahn, schreit:

„Ja, ist denn das jetzt e Art, seinen Pfarrer so zu stören?"

Und sieht mich zornig hinter seiner Brillen an.

Sag ich: „Guten Tag, Hochwürden. Aber mit Niesen hab ich Sie net begrüßen wollen. Ich möcht Sie gern was fragen."

Knurrt er und wirft zwei Stück Zucker in'n Kaffee, säbelt dann e Mordstrumm Gugelhopf

runter und knurrt, während er mit vollen Backen kaut, was wie krr krr.

Sag ich: „Das geht net so weiter, Herr Pfarrer, daß die Waldtürener mich immer Franzosen schimpfen. Da müssen S' was dagegen tun, Hochwürden ..."

Schreit er mit vollem Mund: „Soll ich etwa lü ..." Weiter kommt er net, weil ihm e Gugelhopfbröckle in die unrechte Kehlen geraten ist, und da hustet und würgt er, wird krebsrot, daß ich mein, es müßt ihn der Schlag treffen, und hau ich in meiner Angst ihm so e dutzendmal aufn Buckel, bis er endlich dagegen wehrt und sagt:

„Langt, langt! ... Gerechter Gott, diesmal wär' ich schier erstickt. Aber das kommt davon, weil ich das Gugelhopfessen net gewohnt bin. Eß ja sonst nix als e bißle trocknes Brot zu meinem Kaffee. Nun hat mir meine Haushälterin en Gugelhopf gebacken, weil ich so en schwachen Magen hab. Und ess' ich den net, dann macht sie acht Tag e Gesicht wie Regenwetter."

Von neuem schneid't er vom Kuchen herab, und sag ich:

„Geben S' kei Obacht auf die Gugelhopfbrösele, Herr Pfarrer! Aber da kann ich Ihnen net helfen, Sie müssen was tun gegen die Lüg."

Kaut er hastig und ruft dann: „Recht ist's net, was die Waldtürener tun. Aber da sind Sie selbst schuld, Kötzler ...“

Sag ich: „So? Das ist mir neu.“

Sagt er und tunkt den Gugelhopfrest in die vierte Tasse: „Betragt Euch friedlich gegen die Waldtürener!“ Und den Gugelhopfkaffeebrei auslöffelnd, sagt er: „Wer Liebe sät, wird auch Liebe ernten.“

Sag ich e bißle gereizt: „Recht nett! Also wollen Sie mir net helfen, wie's Ihre Pflicht ist?“

Schreit er: „Was fällt Euch ein! Soll ich die Sünd Eurer Großmutter noch loben und entschuldigen? Sollt ich am End gar lügen und sagen, es sei net wahr gewesen? He?“

Und er greift nachm Messer und Brotlaib, schneid't sich en tüchtigen Ranft ab, beschmiert ihn mit Butter, überstreicht die mit Honig und kanzelt mich dabei herunter, als wär ich e dummer Bu.

Steigt mir die Hitz auf, und ruf ich: „Schimpfen laß ich mich fei net von Ihnen, Herr Pfarrer! Wenn Sie mir net helfen wollen, nachher lassen Sie's eben bleiben. Aber dann können Sie was erleben!“ Und zieh das Schriftstück aus der Joppentaschen.

Wird er fuchsteufelswild und brüllt, ob ich ihn etwa beim Bischof verklagen wollt? Und fehlt wenig, hätt's was Dummes gegeben. Da kommt eilig wie der Friedensengel mit dem Palmzweig die alte Haushälterin mit dem offenen, noch vollen Korb herzugelaufen und ruft:

„Aber, Herr Pfarrer, sehn S' nur, was der Kötzler gebracht hat!"

Und vollzieht sich das Wunder, daß der Pfarrer angesichts des Korbes wie nach dem Gebrauch eines niederschlagenden Mittels zuerst e paarmal hörbar schnauft, dann lächelt und endlich mit sanfter Stimme spricht:

„Ja, unser Kötzler, das ist e ganzer Mann ... So einen bräucht ich schon lang im Kirchenrat."

Und greift er nach dem Schriftstück und liest, während der Friedensengel durch den Garten schwebt und e paar Kohlweißlinge zerdrückt. Immer länger wird das Gesicht des Pfarrers, immer länger. Er seufzt e paarmal, trinkt noch e Tassen Kaffee, und drauf sieht er mich an, e bißle verlegen, aber doch gut, und sagt:

„Kötzler, das ist schrecklich!"

Und wie er weiter spricht, freu ich mich, daß ich unter seiner Speckschwarten doch noch seine

Seel hab wahrnehmen können, und das hat mich mit ihm ausgesöhnt.

Sagt er: „Ihr seid e vernünftiger Mann, Kötzler, und wißt, daß die Sünd auch vor em Priester net haltmacht. Die Kirche darf aber net darunter leiden. Drum hat der Prior net en Unrecht getan. Ich will Euch was sagen: Laßt das Schreiben Eurer Ahndel unbenutzt. Ihr hilft's ja nix mehr. Dafür werd ich am nächsten Sonntag von der Kanzel runter die Gemeinde verwarnen, werd ihr sagen, daß Ihr net von em Franzosen abstammt, und daß Eure Ahndel nur aus Angst vorm Vater das gesagt hat. Und dann in der Kirchenratssitzung werd ich Euch zum Nachfolger für den verstorbenen Weinleins-Michel vorschlagen, und ich drück Euch durch."

Sag ich: „Ist mir's recht, Herr Pfarrer."

Und plaudern wir noch e bißle, dann führt er mich zur Gartentür an die Dorfstraßen, bleibt noch e Weile bei mir stehn, schwatzt und lacht, daß die Leut gucken, und gibt mir beim Abschied die Hand.

Bin ich also wieder heim, hab alles erzählt, und hat die Sabine zu mir gesagt: „So ist's am besten, Kilian."

Und sag ich auch wie sie: „So ist's am besten.

s'ist e größere Kunst, den Frieden zu wahren, als den Streit anzufachen. Und warum soll ich das in alle Welt hinausposaunen, was die Welt nix angeht? Wer mal unter Menschen leben muß, der muß sich in die Menschen schicken."

Dabei soll's bleiben, und ist's ein guter Anfang für unseren Hochzeitsmonat, wie ich glaub.

Am Tag von Michaels Erscheinung.

Ganz stille ist's im Haus, und schläft auch der Wald draußen vor den offenen Fenstern; nur die Zeit mahnt durch das Ticken der Uhr, daß sie alles regiert und daß sie nicht schlummert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Zeit und Ich wandern miteinander durch die Welt und durch die Jahrtausende, und fragen wir uns bisweilen mit jähem Erschrecken: Wozu Zeit? Wozu Ich? Ist alles nur bestimmt zu ewigem Werden und Vergehen? Oder geht es wie ein ewiger Kreislauf durch Jahrtausende und Welten zu immer höheren Formen?

Bin nur ein einfältiger Bauer, aber wenn ich als so sinnier hinter dem Pflug oder beim Gang durch die Fluren, mein ich immer: Das alles, was du da schaust, denkst und fühlst, alter, grauer Kilian,

ist noch net das Letzte. Und da fällt mir ein, was Goethe sagt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

Glaub net an einen Himmel, wie der Herr Pfarrer ihn uns ausmalt; denn ich kann net glauben, daß unser Herrgott zahllose Seelenkräfte unbenutzt ließe oder bloß zum Hallelujasingen vereinte.

Säh' ihm gar net gleich, daß er sich selbst so wollte preisen lassen, dieweilen er als vollkommenstes Wesen frei von Eitelkeit und Herrschsucht ist und in seiner göttlichen Majestät der Engel Stimmlein net bedürfte. Säh' ihm aber auch net gleich, daß er, der sich auf Erden als ein so kluger, sparsamer Hauswirt zeigt, der jede Kraft und jedes Kräftlein verwendet, daß er die Seelen nach dem Tod net weiter zum Arbeiten anstellte. Sondern ist meine Ansicht: Die Seelen müssen weiterarbeiten auf andern Welten, in andern Formen. Denn wenn Gott das Leben ist, so gibt es bei ihm und unter seinem Regiment kein Müßigsitzen, keinen Tod. Vielmehr ist Arbeit, Anspannung aller Seelenkräfte das Hauptgesetz.

Will deswegen aber beileibe net unsere heilige Religion verwerfen, sondern mich ihr ergeben, die-

weilen sie uns den Weg durch dieses Sein verklärt und erleichtert. Ist ja viel Gutes in ihr, und wär es töricht, wollt ich mich von ihr wenden wegen der Irrtümer, so ihr anhaften. Ist's denn ein Unrecht, wenn wir uns täuschen, wenn wir die Welt um uns verklären? Schürt net dies Verklären unser Lebensfeuer, wogegen das Erkennen der einfärbigen Wirklichkeit unser Feuer ersticken und ausblasen möchte?

Gestern ist meine Sabine nach Markt-Buch wegen Bestellungen für die Hochzeit und ist die Nacht über bei ihrem Vater geblieben. In der Früh hat's mir keine Ruh mehr gelassen, bin also hinunter nach Markt-Buch und hinter dem alten Kloster in die Ahornallee eingebogen. Die hat über und über geblüht. Wie ich so gehe, scheint die Sonne von der Seite auf den Weg, und ist der Weg stellenweise wie mit leuchtendem grünen Gold bestreut, daß ich gewähnt hab, ich sei in em Märchenland. Es sind aber nur die Ahornblüten gewesen, die der Nachtwind von den Bäumen geschüttelt hat. Doch laß ich mich durch das Erkennen net in meinem Glauben beirren und geh weiter, fast zaghaft wie ein Kind im Feengarten. Und da kommt mir e feine Gestalt entgegen durch das

Sonnengold, hebt die Hand und winkt, aus ihren blauen Augen leuchtet Liebe und Reinheit, und mir ist, als sei ich losgelöst von der Erde und schaute das Schöne auf einer anderen Welt. Bis Sabine mich mit ihren Armen umschlingt, mich küßt und glückselig ruft: „Ich hab dich herbeigesehnt, du Lieber!“

Da bin ich fest auf der Erden gestanden, hab mein Glück gehalten und hab ich nun auch kein gleißendes Gold mehr geschaut, sondern die Wirklichkeit, so bin ich doch erfrischt gewesen und erholt. Nun sag mir einer, ob solch eine Täuschung, solch eine Verklärung töricht gewesen ist. Ich glaub net.

Und dann sind wir hinaufgegangen, wo hinter dem Kloster eine uralte Eiche steht. Da haben wir uns auf die Bank gesetzt und lang über Wälder und Höhen nach den Rhönbergen geblickt. Da hab ich das Gefühl gehabt, daß unsere beiden Seelen in eins zusammenflossen, ob wir gleich still geschwiegen und uns net einmal die Hände gereicht haben. Das ist wie eine Ahnung künftigen, höheren Lebens gewesen.

Net lang aber hab ich das Gefühl gehabt, sondern wie schreiende Spatzen sind die Gedanken in mein stilles Gefühlsgärtlein eingefallen und haben

in mir die Erinnerung an Harry wachgerufen. Und da hat auf einmal neben mir die Sabine gesagt:

„Wie es ihm wohl geht?"

Ich seh sie verwundert an und sagt sie, ihre Wange an mein bartstruppiges Gesicht legend: „Ich meine Harry."

Schießt mir was wie Eifersucht durchs Blut und sagt sie, als habe sie's gefühlt: „Er hat dich sehr lieb gehabt. Aber er hat sich immer vor dir gescheut."

Lach ich und sag: „Gescheut? Hab nix gemerkt davon. Ist vielmehr gar oft recht anmaßend und fürlaut gewesen, der Harry."

Sieht mir die Sabine so von unten herauf mit ihren blauen Augen ins Gesicht und sagt: „O, du! Gar manchmal stellt sich einer anmaßend und fürlaut, weil er's net merken lassen will, wie schüchtern und ängstlich er ist."

Zupf ich sie e bißle an ihrem rosigen Ohrläpple und sag: „Nun weiß ich, wie ich dran bin."

„Wieso?"

„Ja ja."

„Aber nein! So red doch!"

„Das ist höchst einfach. Ich muß immer das Gegenteil glauben von dem, was ich seh . . ."

Wird sie rot wie e Klatschrosen und sagt: „Du, wenn du das tust . . .!“ Sieht, daß ich das Lachen kaum verbeißen kann, und sagt: „Nein, so e böser Mann! Und da wunderst du dich, daß der Harry sich vor dir gescheut hat, wenn selbst ich mich jetzt beinah von dir ins Bockshorn hätte jagen lassen? Und ich kenn dich doch . . .“

Sag ich: „Kennst du mich wirklich?“

Sieht sie mich fast bestürzt an und sagt langsam: „Kilian! Kilian, das ist ja furchtbar!“

„Was?“

„Daß ich auf einmal zweifle, ob ich dich voll und ganz, in deinem geheimsten Wesen kenne und du mich . . .“

Zieh ich sie zu mir und sage: „Schau, Sabine, das ist gar net so furchtbar. Kein Mensch kennt sich selbst. Wie sollten wir da einander voll erkennen? Aber es gibt in der Liebe etwas, was sie mit der Religion verwandt macht: den Glauben und die Gewißheit. Ich weiß, daß du mich liebst, und du weißt, daß ich dich liebe. Nur das Gute am andern kann man lieben. Also erblüht uns aus dieser Gewißheit der Glaube, der felsenfeste Glaube, daß wir uns ineinander net täuschen können. Unser Herz ist wie ein Weizenfeld. Wir

wollen net auf das Unkraut schauen, das darauf wächst, sondern auf die Weizenhalme. Und wenn uns einmal aneinander was net gefällt, so wollen wir uns an das viele Gute erinnern, das unvergänglich danebensteht."

Nickt die Sabine und ist den ganzen Tag nachdenklich still. Aber in ihren Augen liegt's wie Sonnenschein, der durch grüne Blätter zum Spiegel eines Waldweihers zittert.

Von Harry haben wir heute nichts mehr geredet.

Am Tag der heiligen Johanna. Weiß zwar net, ob's eine solche gegeben hat. Dieweilen aber ihr Namen im Kalender unter lauter Heiligen steht, wird sie wohl auch eine Heilige gewesen sein.

Frühmorgens gegen zwei Uhr. Nun dämmert der Tag herauf, an dem Sabine mein Weib werden soll. Ganz still ist's draußen vor den Fenstern. Noch schlafen Wald und Fluren. Noch liegt's wie e feine Nebeldecke über der Ferne. Und still ist's auch im Haus, ganz still. Bin vorhin mit der Latern durch die Räume gegangen, wie ehedem die Ahndel. Bin in den Keller nuntergestiegen und hab den guten Geistern dort in der Tiefe ge-

lauscht. Hab sie gebeten, mir auch ferner treu zu bleiben und sie haben durcheinander geschwatzt und gekichert, als freuten sie sich alle auf die Hochzeit. Hab dann in die Kammer der Ahndel geguckt, wo zwei Betten aus der Dunkelheit mir entgegengelacht haben.

Und nun sitz ich vor meinem Tisch und denk an Sabine, die im Elternhäuschen wohl noch schläft. Noch einmal packt mich der Zweifel, ob ich alter, grauer Kilian dies junge, frische Leben an mich binden darf. Aber da ist's, als ging ein Flüstern von den altersbraunen Wänden zu mir, und mir klingt's in den Ohren:

„Wozu Bedenken? Die Hochzeit ist ja nur wegen der Leute. Ihr zwei seid eins, nicht erst seit dem Kuß drunten am Weidenbusch, sondern seit vielen, vielen Jahren, seit Jahrtausenden, seit Anbeginn der Welt . . . Wahre Ehe ist ja nur ein Sichwiederfinden . . ."

Und da schießt mir, wie ich so sinnier und lausche, ein seltsamer Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn zwei sich vor der Welt heiraten, die net seit Anbeginn der Welt zusammengehören? Und wenn dann der eine Ehegatte einmal im Leben einen Menschen flüchtig streift, der eigentlich zu ihm ge-

hörte? Gibt's net also eine äußerliche, von der Kirche gesegnete Ehe, und daneben vielleicht eine ewige, die sich bloß in einem Blick, in einem Händedruck kundtut? Und ist net vielleicht manche äußerliche Ehe bloß darum zustande gekommen, daß der eine oder der andere Teil darin für später geläutert werde?

Ich bin nur e schlichter Bauer, aber das steht mir fest, daß sich Geburt und Tod, Liebe und Ehe trotz aller menschlichen Vernunft und Freiheit nach ewigen Gesetzen abwickeln müssen. Denn wenn in der ganzen Welt eine durch Gesetze gestützte Ordnung waltet, dann ist auch des Menschen Lebensgang solchen Gesetzen unterworfen. Wie aber unser Herrgott alle Kräfte in der Natur von der winzigsten bis zur gewaltigsten verwendet und immer von neuem in ewigem Kreislauf verwendet, wie er net das kleinste Restchen Kraft als wertlos wegwirft, so verwendet er auch die seelischen Kräfte in ewigem Kreislauf.

Und wie ich so sinne, fällt mir ein, was der Herr Vetter Hans Immerwach dem Vater einst von der Ansicht eines alten griechischen Denkers erzählt hat. Daß Mann und Frau einmal eins gewesen seien, bis sie getrennt wurden, und daß sie

sich nun suchen müssen. Kann mir diese Trennung auch als eine Drei- und Vierteilung vorstellen. Und glaub ich, daß dieses Suchen, Finden, Trennen sich solange wiederholt, bis alle die weiblichen und alle die männlichen Kräfte dieses ureinigen Wesens von Grund aus geläutert und entwickelt sind; dann aber fließen sie zu einem einzigen Wesen zusammen ...

Der Gockel kräht den Tag an. Jörg poltert die Stiegen runter. In vierzehn Tagen führt er seine Friederike Wilhelmine heim.

Mir ist feierlich ums Herz. Segne Gott unser Leben, und mögen die Geister der Tiefe uns und allen künftigen Bewohnern des Rabenhofes treu bleiben!

Nehme nun Abschied von Papier, Feder und Tinte, Abschied beim Morgengrauen. Was künftig meine Seele beschwert, das vertraue ich meinem Weib an. Die Einsamkeit ist vorbei. Habt Dank für eure Geduld!

Am Tag der heiligen Kordula. Hat mein lieber, guter Kilian also wirklich ein Genügen an mir, seinem Eheweib, gefunden, dieweilen er seit unserm Hochzeitsmorgen keine Zeile mehr auf dem Papier geschrieben?

Will ich euch drei Waislein, Tinte, Feder, Papier, bitten, ihm net zu zürnen. Ist doch mein Kilian ein großer Mann geworden, wie er als mit Lachen sagt, und hat keine Zeit für euch: erstens der Mann der Sabine, zum zweiten Kirchenpfleger, zum dritten Eigentümer einer Dampfdreschmaschine, zum vierten Reisebegleiter des Herrn Pfarrers. Als solcher ist er mit dem geistlichen Herrn nach Würzburg gefahren, und hat er vor seiner Reise in die Welt solch ein Reisefieber gekriegt, daß ihr drei euren guten Kilian gar nimmer gekannt hättet.

„Ich geh net fort," hat er als gesagt. „Ich geh net fort. Was soll ich draußen in der Welt? Die ganze Welt ist doch in mir und bei mir. Und wenn der Pfarrer zu dick wird für die Kanzel, nachher soll er warten, bis sein Fett die Kanzelbrüstung zersprengt, dann kriegt er Platz und Luft . . ."

So hat der gute, liebe Mann fortgebrummt, und wenn ich ihn net besser gekennt hätt', nachher hätt' ich meinen müssen, mein Kilian wär einer von der feigen Männersorte. Aber nun hat er das alles bloß so gesagt, weil er Angst um mich gehabt und geglaubt hat, ich tät mich fürchten in der Alleinsamkeit.

Hab ich ihm also gesagt: „Du Lieber, laß mich

doch auch einmal das Alleinsitzen verkosten, daß ich versteh, wie dir's die vielen Jahr her ums Herz gewesen ist. Abends setz ich mich dann in deine Stuben und mach's wie früher du und schreib . . ."

Lacht der große Mensch, hebt mich in die Höh und sagt: „Was willst denn du nachher schreiben, Sabine Kötzlerin? He? Deine blauen Augen kannst ja doch net aufm Papier festhalten, daß sie mir noch nach Jahren verraten, wie du in deiner Alleinsamkeit so angstvoll mutig dreingeschaut hast."

„Laß mich nur, Kilian! Ich werd dir schon was Nettes zusammenschreiben . . ."

Sieht er mich so von der Seiten an und sagt mit seinem Spitzbubenlächeln: „Du, gelt, aber dann schreib was Netteres als die alte Ahndel!"

Sag ich und kann kaum das Lachen verbeißen: „Jetzt bist halt wieder der Bauer und denkst nimmer dran, wie schön die Ahndel von ihrer Lieb erzählt hat."

Küßt er mich ab, daß ich schier erstick, und sagt dann: „Na, in Gottes Namen! Wollen wir halt dem Herrn Pfarrer eine Kanzel aussuchen helfen, daß er ungehemmt neinwachsen kann und du von der Lieb was schreiben kannst."

Und so ist er heut früh im Nebel fortgefahren, mutig und fast reisefroh, und ich wär' am liebsten

hinterdrein gelaufen, um über den guten Mann zu wachen. Aber da ist die Friederike Wilhelmine ums Eck rumgekommen, hat die Händ unter der Schürze auf den Leib gehalten, mich mit ihren wasserblauen Augen angeguckt und in ihrer s—pitzigen S—prache gesagt: „Frau Kötzler, jetzt ist die halbe Zeit vorbei. Es regt sich."

Wünsch ich der guten Seele Glück für die Zukunft und sagt sie: „Wie schade, daß nicht auch Sie so weit sind!"

Dreh ich mich rum, weil ich rot werde, und antworte so von oben runter: „O, wir haben noch Zeit, Friederike."

Und geh ins Haus, wirtschafte den ganzen Tag und freu mich auf den Abend, daß ich bei euch dreien sitzen darf.

Und nun sitz ich da und will meinen guten Kilian in allem würdig vertreten, bloß net im Pfeifenrauchen; denn das bring ich net fertig.

Also denkt, es sitzt jetzt vor euch Kilian Kötzlers andere Hälfte!

Draußen rieselt es vom Himmel runter, die Bohrwürmer rumoren im Getäfel, die Öllampe summt und . . . Wo mag er jetzt wohl sitzen, der Liebe? Hoffentlich ist ihm unterwegs nix passiert!

Seh ich mich um in der lieben, alten Stuben, so schau ich keinen von all den Schatten derer, die vordem hier geweilt, und denk ich, sie schweben mit meiner Liebe um ihn, der mir das größte Glück beschert. Und so will ich's zufrieden sein; steht doch der heilige Stoffel mit dem Christkindl neben mir. Trägt der Alte net auch sein höchstes Gut?

Wie mag's wohl dem Harry ergehen? Hab gern mit ihm geplaudert, weil mich was in ihm an Kilian erinnert hat. Nur ist der Kilian viel tiefer. Und nun hat der Amerikaner nimmer geschrieben, ob er es gleich versprochen hat ... Und Kilian ... Wie man nur einen Mann so lieben, von Anfang an so lieben kann! Als wär's die natürlichste Sache von der Welt ...

Ja, du Lieber, Guter, du weißt gar net, wie ich dich lieb hab. Ich glaub fast, daß die Tiefen unserer Seelen schon lange sich verstanden und heimlich Liebesgrüße getauscht haben, ohne daß wir es merkten, ehe wir es uns, jedes für sich, bekannten, daß wir uns liebten ...

Und ihr drei, Tinte, Feder, Papier, ihr, seine alten Kameraden, ihr sollt es eher wissen als er selbst, weil ihr ihm so treu gewesen seid:

Wenn die Rosen blühen und das Heu geerntet

wird, dann wird der liebe, gute Kilian verwundert in ein paar Kinderaugen gucken . . . Ja, das wird er. Und da wird sie ihn überrieseln, die Freude, als stünd er in einem Jungbrunnen, und er wird selbst wieder jung. Und am End wird er sich wunderviel einbilden, der Kilian . . . Aber nein, das tut er net. E bißle necken darf ich ihn schon, aber Böses soll man net emal im Scherz einem Menschen nachsagen. Nein, sondern er wird stehen und gucken, und wie er zu Eingang dieser seiner Niederschriften schier bei seinem „Ich“ hängengeblieben wär, so wird er nun bei dem Wunder stehenbleiben, daß so ein kleines Wesen da ist.

O, es gibt weit mehr Wunder in der Welt und im Leben, als man gemeiniglich zugestehen will. Und warum glaubt man's net? Bloß aus Gewohnheit, bloß weil es sich vielleicht vor unsern Augen vollzieht, nach Gesetzen vollzieht. Aber wenn auch Gesetze gelten, gerade warum sie gelten und wie sie sich Geltung verschaffen, das werden die Gelehrten nie rausklügeln, und gerade in dem, was sie nie wissen werden, gerade in dem vollzieht sich für mich das Wunder. Ich glaub, mein Kilian hat emal gesagt: „Wunder, das sind keine außergewöhnlichen Geschehnisse, wobei die Natur der

Dinge gar net beachtet wird. Nä, sondern auch bei Wundern geht's ganz natürlich zu, aber auf eine so feine, kluge, einfache Weise, daß wir's in ihrer Schlichtheit gar net sofort begreifen."

So, ihr drei guten Kameraden, nun hab ich auch einmal ein philosophisches Wassersüpplein gekocht; aber seid mir net böse; die paar Fettäuglein, die darin schwimmen, stammen net von mir, sondern von ihm, von meinem Kilian.

Ich will nimmer in sein Handwerk pfuschen und schreiben. Ich will hingegen was anderes tun, was er net kann: ich will unser Kindlein hegen... Unser Kindlein! Unser kleinkleines Kindlein!

Gut Nacht, ihr drei Kameraden! Und wenn der Kilian in e paar Tagen sein Gesicht über mein Geschreibsel beugt, dann sagt ihm: Die Sabine will net über Wunder grübeln, sie will lieber Wunder erleben. Und weil sie gerade jetzt ein solches erlebt, so hat sie den Kilian noch viel lieber; denn bei allen Wundern geht's ganz natürlich zu, hat er gesagt, und er muß es ja wissen . . .

Am Abend des heiligen Krispinus. O schöne Welt, obwohl draußen ein eisiger Regen vom Himmel

runterklatscht und mich die linke Hüfte schmerzt, dieweilen der Wagen an den drei Pfarrerszentnern e Überfracht und einseitige Belastung gehabt hat und natürlich drunten an der Saalebrücken umgefallen ist, daß der geistliche Herr sanft ins Gras gesunken ist und ich wie e Kanonenkugel über ihn weg auf en Steinhaufen geflogen bin. Und da hat der Herr Pfarrer noch gesagt, wie er gemerkt hat, daß seine zwei Bocksbeutel vom heiligen Geistspital zu Würzburg, die er in der Rocktaschen getragen hat und die ich spendiert hab, net zerbrochen sind: „Der Himmel wird Ihnen die Schmerzen, die Sie im Dienst der Kirchen sich zugezogen haben, emal anrechnen, Kilian Kötzler."

Na, lassen wir dem guten, einschichtigen Herrn seine Bocksbeutelzwillinge! Ich hab meinen Lohn. Herrgott, e Kindle! e Kindle! Und die Sabine, mein blauäugiges Glück, die hat mir nix gesagt, ob ich sie gleich vor acht Tagen gefragt hab!

Na, wart nur, du Liebe, Gute! Wird's e Bu, so heißt er Herbert. Grad so muß er heißen, net anders, damit ich mich an den Namen gewöhn und sie all ihre Lieb auf unsern Bum überträgt. Nä, das wär schlecht! Damit sie ohne Scheu an den armen Professorssohn denken darf.

E Kindle! Ich? Herrgott, ist das ein Glück! Besser soll's es haben als ich. Wir laufen net von seiner Wiegen weg. Wir net. Aber grübeln tu ich net, Sabine! Wo zwei Menschen sich so lieben, wie wir, da schauen sie mit hellen Augen ins Leben und nehmen alles als Gottesgeschenk. Über unseres Herrgotts Gaben aber zu grübeln, das hat keinen Wert. Wir kommen doch net hinter seine Geheimnisse. Viel besser ist's, in Demut das Gute zu empfangen und ihm herzlich zu danken, es aber net zu machen wie der Pfarrherr, der, wie ich ihm die zwei Bocksbeutel geschenkt hab, wohl den Mund aufgemacht hat vor lauter Behagen, aber net gedankt hat, weil er vermutlich das Weinchen schon mit der Zungenspitze verkostet hat.

Nä, das wär e Sünd, wenn ich noch weiter grübeln wollt, jetzt wo bald e Kindle da ist. Mit dem Grübeln ist's vorbei. So hat der Jörg auch die Blumen in seinem Gärtchen das letzte Mal blühen sehen und will fortan Kartoffeln stecken für die neudeutsche Rasse, wie er sagt. Und recht hat er. Gut Nacht, ich geh zu meiner Sabine und unserm Kindle . . .

Am Tag des heiligen Kanut 1871. Hätt's net für möglich gehalten, daß ich beinah vier Jahr lang nix mehr zu Papier bringen täte. Aber heut ist e besonderer Tag, und den muß ich ehren.

Erstens ist heut der Jörg aus Frankreich gekommen mit em Stelzfuß; hat ihm bei Sedan e französische Kugel das linke Knie zerschmettert. Stapft er mit der Friederike Wilhelmine in die Stuben, hat die Pfeifen, die ich ihm im Juli 70 geschenkt hab, im Mund, einen struppigen, fuchsroten Bart ums Gesicht, e Wickelkind aufm Arm, drei Kinder hängen an seiner Uniform, und lacht und sagt: „So, Bauer, da wär ich halt wieder."

Sag ich: „Kannst du's denn noch machen, die Arbeit?"

Stößt er sein Weib mit dem Daumen in die Seiten, grinst und sagt: „Ja, glaubst denn, e Deutscher wär' umzubringen? Das sollen s' mal probieren. Und werfen sich alle Völker auf uns, wir schaffen uns Ruh. Und so e paar Ochsen oder Rösser sollten's fertigbringen, mit mir Schindluderles zu treiben? He, du, Bauer, da kennst den Jörg schlecht. Ich acker dir für zwei, daß du's nur weißt."

Und dann kommen meine zwei Buben, der

Herbert und der Anton, und sagen wichtig: „Der Storch hat uns e Schwesterle bracht und die Mutter ins Bein bissen. Gestern hat er's tan."

Lacht dem Jörg sein Weib und sagt: „Und ich bin die Patin. Weil's grad gestern zur Welt kam, wo unser König Wilhelm zum Deutschen Kaiser ausgerufen wurde, will es der Herr Rötzler Wilhelmine heißen."

„Hurra, die neudeitsche Rass'!" brüllt der Jörg und schlägt mir auf die Schulter. „Du, Bauer, hab ich dir's net gesagt? Die Bayern und Preißen, wenn die zusammenhalten, dann . . ." Und er schaut dabei sein Weib so verständnisvoll an, daß ich glaub, der Herr Pfarrer wird im Oktober seine helle Freude an den beiden haben . . .

Ja, gestern! Herrgott, war das ein Jubel! Zwei Herzen hätt ich haben mögen, um mich zu freuen an meinem Mädle und an dem neuen deutschen Reich, das auch geboren worden ist nach langen, schweren Wehen.

Hab net viel wissen wollen all die Zeit her von Politik; aber wie's da im vorigen Juli losgangen ist, Himmel, da hat's mich doch gepackt, und da bin ich auch zu em richtigen Deutschen geworden, und in dem Speckwanst des Herrn Pfarrer hab

ich nach manchem scharfen Dischkurs doch das patriotische Zipfele erwischt und solang dran gezerrt und gezogen und mit Kometenwein nachgeholfen, bis er eines Sonntags sein deutsches Herz von der Kanzel runter der Gemeinde präsentiert. Und das will ich net leugnen, ob's gleich net die Hauptursach gewesen ist, aber mit reingespielt hat's doch: Ich hab auf die Franzosen e Mordswut gehabt. Denn, hab ich mir oft gesagt, wenn sie uns in Ruh gelassen hätten und net Anno 1796 zu uns kommen wären, dann hätt der Maria-Bacher Prior meiner Ahndel net die Lüg aufnötigen können, und viel Herzeleid wär verhütet worden. Und so denk ich weiter: Sind wir Deutschen stark, dann kommt kein Franzos zu uns ins Land, und so was, wie die Ahndel hat erleben müssen, ist fortan ausgeschlossen.

Aber net bloß darum bin ich e guter Deutscher worden. Sondern, weil ich erkannt hab, daß es nur besser wird, wenn die deutschen Völker so gut miteinander hausen wie der Jörg und die Friederike Wilhelmine. Die Inzucht taugt weder beim Vieh noch, mein ich, bei den Völkern was. Von Zeit zu Zeit muß für Auffrischung gesorgt werden. Und wenn die Völker das net einsehen wollen,

dann bläst unser Herrgott ein paar Männern en guten Rat in die Ohren. So hat er's beim Preußenkönig und beim Bismarck gemacht. Vielleicht ist die ganze Geschichte nix andres als eine fortwährende Auffrischung und Kreuzung? . . .

Herrgott, da sitz ich nun, rauch meine Pfeife und fang schon wieder das Grübeln an. Es führt zu nix Gutem, das Grübeln. Und, tät ich wieder grübeln, ging's mit mir grad so abwärts wie mit dem neuen Deutschen Reich, wenn die Deutschen net mehr hell ins Leben gucken, sondern sinnieren, grübeln und Grillen fangen wollten.

Daraus aber wird nix. Jetzt geht's zu den Buben in die Kammer und morgen früh wird Holz gefahren. Also gut Nacht, ihr alle da in der Stuben, ihr guten Geister . . .

Ist heut der Theklatag, und schlägt die Uhr grad elf. Draußen ist's e klare, kalte Septembernacht. Die Sterne funkeln durch die Scheiben, im Ofen summt das Feuer, und wenn ich zwischen ein paar Rauchwolken, die aus meiner Pfeifen aufsteigen, wie die Nebelschwaden aus dem Waldtürener Tal, über den Tisch schau, seh ich meine Sabine, mein

liebes, gutes Weib. Ist noch so jung und schön, ob wir nun gleich elf Jahr verheiratet sind und 1879 schreiben. Das macht ihre Zufriedenheit und das Glück. Aber heut ist sie still, strickt an einem Bubenstrumpf, hält den Blick darauf gesenkt, und ich soll's net sehn, seh's aber doch, manchmal fällt e Träne hinunter auf den Strumpf und glänzt wie e Perle.

O gutes Weib, glaub net, daß mir's anders geht. Ich wein net, ich hab die alten Papiere vorgesucht und qualme drauf los, um meine Rührung net ausbrechen zu lassen. Ist auch keine Kleinigkeit, wenn e glückliche Familie ein Glied hergeben soll; wenn so e lieber Bu wie der Herbert naus in die Welt, auf die Schul nach Würzburg soll, damit er emal studieren kann. Er will's, und wir wollen's, und doch, es ist hart. Ein Stück Heimat nimmt er mit sich fort. Wenn er das draußen in der Fremde verliert? Nie wieder kann er's finden. Und e Mahnung ist's für uns, daß auch wir emal alle aus dem Rabenhof hinausgehen werden, um . . .

„Du, Kilian, heut ist's ein Jahr," sagt Sabine plötzlich und schaut mit feuchten Augen zu mir. „Und du hast noch net geschrieben . . ."

„Was?" frag ich und kehr langsam von meinem Gedankensträßlein ins Reich der Zukunft zur Wirklichkeit und zu ihren blauen Augen zurück. „Was?"

Da weist sie mir mit einer Kopfbewegung den Weg zur Wand, und aus dem Halbdunkel kommt mir die Erleuchtung, aus dem Halbdunkel, wo ihr schöner Kopf aus Holz geschnitzt, mit Farben bedeckt, auf einem Eckbrett steht.

Sag ich: „Wahrhaftig! Wie die Zeit fliegt! Na, so will ich's beginnen. Aber du legst dich wohl inzwischen?"

Packt sie den Strumpf zusammen, bleibt eine Weile stehn, drauf geht sie schwer um den Tisch, legt ihre Arme um mich und atmet tief an meiner Brust. Sag ich: „Mach dir keine unnötigen Sorgen, Sabine! Der Herbert ist unser Fleisch und Blut. Der schlägt net aus der Art."

Sieht sie mich so von unten auf mit ihren blauen Augen an und sagt: „Aber so geht einer nach dem andern, der Anton, der Hermann, unser Minchen... und . . ." Da bricht sie in Schluchzen aus und klagt: „Alle gehen sie, alle . . . und auch wir . . . Und unser Glück verschwindet wie ein Wort, das einer fröhlich in die Luft schreit."

Sag ich ernst: „Ja, wir gehen alle. Aber, Sabine,

wir finden uns wieder ... Weißt, net beim Halle-
lujasingen. Aber irgendwo und irgendwann."

Schaut sie mir in die Augen, als wollte sie in den geheimsten Falten meiner Seele forschen, und sagt: „Du willst mich net bloß trösten, Kilian. Gelt? Du bist fest überzeugt, daß wir uns wiederfinden."

Sag ich: „Ich bin immer offen gewesen, Sabine, und bin's auch in dieser schweren Stunde. So gewiß, als ich weiß, daß ich dich in meinen Armen halte, so gewiß weiß ich, daß wir uns immer wieder finden werden."

Da nickt sie und sagt: „Hernach, so will ich fröhlich sein selbst im Leiden."

Und geht hinaus leicht und zierlich wie vormals als Braut.

Ich aber kann heute net weiter schreiben. Mir ist, als hätt' ich hoch über mir einen winzigen, dunklen Vogel kreisen sehen, dem niemand entgeht. Einen Vogel aus anderen Welten, der uns hinauftragen will in ferne, jahrtausendferne Welten ...

Am Sankt-Kleophas-Tag. Will heute nachholen, woran die Sabine mich vorgestern erinnert hat.

Ist auch heute klar und kalt, und sitz ich allein in meiner Stuben, dieweilen mein Weib und die Kinder drüben beim Jörg sind und zusehen, wie der vor ihnen und seinen acht Buben Kasperltheater spielt.

Ist ein merkwürdiger Mensch, der Jörg! Hätt net der preußische Gewehrkolben ihn geweckt und die Friederike Wilhelmine ihn hernach richtig behandelt, so schliefen alle die guten Eigenschaften in ihm weiter. Wird also schon so sein müssen, daß die Preußen auf der Welt sind, und wird sich das im Reich wohl noch mehr zeigen, wenn man bei uns auch viel auf die Preußen schimpfen hört. Hab aber gemerkt, daß die Hauptschimpfer schon recht viel von den Preußen angenommen haben, ob sie's gleich selbst net namens haben wollen.

Also am Theklatag vor em Jahr war's, da bringt mir der Briefträger e großes Schreiben aus Amerika. Ich mach's auf und — das will ich kurz niederschreiben — les, daß der Bildschnitzer Harry Breitmann am 16. April 1878 gestorben ist und mich zum Erben seines Vermögens von 24785 Dollar eingesetzt hat, die ich erheben könnte, wann ich Lust hätt. Dabei liegt ein verschlossener Brief. Den les

ich und . . . Aber ich will ihn abschreiben, wie er da vor mir liegt:

Neuyork, am 24. Dezember 1877.

Lieber Kilian!

Meinen letzten Christabend, den ich auf dieser unchristlichen Christenerde nach Aussage des Arztes noch erleben darf, will ich dazu benützen, um Dir zu schreiben. Sehe Dich neben Sabine und einem Haufen Kinder unter dem Weihnachtsbaume stehen und ein Glück genießen, das mir immer versagt geblieben. Ich bin schwer lungenleidend und muß mit meinen Kräften haushalten, damit ich Dir noch schreiben kann.

Hab da in der Jugend eine seltsame Geschichte erlebt, die jetzt, wo ich bald Feierabend machen muß, mir immer im Kopf herumgeht, und weil ich glaube, das wär was für Dich und Dein Poetenstübchen, so will ich's nicht mit in den Sarg nehmen, sondern Dir erzählen. Kann Dir auch zeigen, daß der liebe Gott nicht bloß in manche Mandel zwei Kerne, sondern auch in manchen Menschen zwei Seelen legt, und daß die Schuld, so eine daraus entsteht, dann nicht bei den Menschen gesucht werden darf, wenn sie wider

die erdenüblichen Sitten und Anschauungen handeln.

Da kommt einmal vor vielen Jahren ein junges Weib über den großen Teich, ohne Gepäck und ohne Kenntnis der Landessprache, geht in das Haus, wo ein junger Künstler, ihr Jugendfreund und Liebhaber, wohnt, und sagt: „Nun wollen wir heiraten." Der sagt betroffen: „Ja, hast du nicht einen andern geheiratet, trotzdem du mir die Treue gelobt hast? Und bin ich nicht deswegen ausgewandert?" Sie lacht ihn aus und spricht: „Du träumst wohl?" Da heiraten sie sich und sind recht glücklich, bis ein Sohn geboren wird. Alsdann geht das Elend los. Denn eines Nachts wacht sie auf, das Kind schreit, sie beugt sich über die Wiege und ruft entsetzt: „Ach Gott, wo ist mein Kilian? Das ist net mein Kilian!" Schreit und tobt, kennt nicht Mann und Kind, so daß der Arzt zu dem Künstler sagt: „Ihre Frau ist verrückt, oder sie wird es noch."

Sie wird's aber nicht, obwohl es die Leute glauben und sie für verrückt halten. Sie kennt ihren Mann wieder und sagt, sie sei auch drüben in Europa verheiratet und hab einen Buben, der heiße Kilian. Und nun irrt ihre Seele zwischen

dem europäischen und dem amerikanischen Söhnchen hin und her, und es ist ein Luderleben für den Mann, der die Existenz des Kilian eine fixe Idee nennt.

Nach und nach geht die Erregung der Frau vorüber; sie schenkt zwei Mädchen, armen, verkrüppelten Geschöpfen, das Leben, ist seltsam still, verschlossen, fehlt manchmal im Haus, wird in Chikago, Philadelphia, an Bord eines Ozeandampfers aufgegriffen, ohne daß sie sagen könnte, wie sie dorthin gekommen sei, und sitzt tagelang, als sänne sie der Lösung einer schweren Aufgabe nach und könnte sie nicht finden.

Darüber trifft den Mann ein jäher Tod, und nun lebt die Frau mit ihrem Sohn zusammen und scheint ganz normal. Mit keinem Wort redet sie von Europa und dem Sohn, den sie angeblich dort geboren haben wollte. Sie lächelt sogar darüber, wenn eine geschwätzige Nachbarin darauf zu reden kommt, und sagt dann wohl: „Ach, Liebe und Glück haben mich geängstigt. Hab geglaubt, es müsse was eintreten, was die zwei vernichtete.“ So vergehen viele Jahre, bis eine böse Krankheit sie befällt. Da ist mir, als setzte ihr das seelische Leiden stärker zu als das körperliche.

Schließlich verschwindet das Fieber, und eines Morgens ist die Frau zwar völlig schwach, aber klaren Kopfes, winkt den Sohn zu sich und sagt:

„Bub, mit mir geht's zu Ende, und nun läßt mich der liebe Gott in furchtbare Lebenstiefen schauen. Er hat mich entsetzlich gestraft in diesem Leben . . . von Anfang an . . . Jetzt seh ich das alles so deutlich, als stünd ich auf unserm Kirchturm in Wüstental und tät hinunter in die Höfe und Bauernhäuser schauen. Alles liegt unter mir . . . Bin eine Lehrerstochter gewesen und gesund und gescheit, bis ich etwa fünfzehn Jahre alt geworden bin. Da haben sie mich eines Tages in einem Dorf, fünf Stunden von Wüstental, wo ich des Nachts vor einer Haustür gesessen, am Morgen gefragt, wer ich sei, und hab ich gesagt: ‚Ich gehör doch zu euch.' Da ist's angegangen. Hab oft nicht mehr gewußt, wie ich heiße, und einen andern Namen gesagt, den ich für meinen hielt. Hab oft etwas getan, woran ich hernach mich nimmer erinnert hab. Bin davongegangen in die Fremde, hab dort gearbeitet, und auf einmal hab ich mit Schrecken erkannt, daß ich nicht daheim sei. Da hat meine Mutter einmal einen Kapuziner kommen lassen, daß der den bösen Geist austreibe, der in

mir Wohnung genommen habe. Hat auf eine Weile geholfen. Ich bin ein schönes Mädchen gewesen und hab einen jungen Bildschnitzer, deinen Vater, gern gehabt, und wir haben uns im stillen verlobt und uns Treue geschworen. Der hat von meinem Zustand nichts gewußt, weil er lang in der Fremde gewesen und erst vor kurzem ins Dorf zurückgekommen ist. Wir haben uns von Herzen gern gehabt, es aber meinen Eltern nicht gesagt; denn die haben in deinem Vater einen Tunichtgut gesehen.

Und nun ist das Unglück über mich hereingebrochen. Ich kann's nicht sagen, wie das möglich gewesen ist. Eines Tages steh ich — viele Stunden von daheim weg — in der Küche des Rabenhofes. Es ist Erntezeit gewesen und niemand zu Hause. Denk bei mir: Nun mußt Kaffee kochen, die Leute kommen hungrig vom Feld. Und tu in der Küche herumwirtschaften, als wär sie mir seit Jahr und Tag vertraut. Kommt der Sohn der Besitzerin heim, sieht mich an wie eine Wundererscheinung und plaudert und fragt; ich weiß von meiner wahren Heimat nichts und rede, wie ich reden muß. Und er gefällt mir gut, und denk ich bei mir: Den, wenn du zum Mann kriegtest, dann wärest du geborgen.

Kommt auch seine Mutter, sieht mich und erkennt mich, wie ich jetzt glaube, klärt aber den Buben nicht auf, sondern hat ihre Freude an uns beiden. Das dauert eine Zeitlang, dann werden wir einig. Wir fahren nach Wüstental. Die Eltern willigen gern ein, und ich bin empört, wie eines Abends der junge Bildschnitzer mir Vorwürfe wegen meiner Treulosigkeit macht. Ich weiß nichts mehr davon, daß ich ihn gern gehabt habe. Dann halten wir Hochzeit, und ich bin glücklich. Nach sechs Monaten schreibt mir der Künstler einen Brief aus Neuyork und geht scharf mit mir zu Gericht. Ich verbrenne den Brief, damit mein Mann nicht eifersüchtig werden soll; denn ich selbst hab ein gutes Gewissen gehabt, so hab ich wenigstens gemeint. Unser Kilian kommt zur Welt, und ich bin glücklich, hab das Kind gern und geh nicht von der Wiege weg. Da muß ich einmal am Abend, mein Mann ist drunten in Waldtüren, in die Küche, und plötzlich ist mir alles fremd, meine Liebe zu ihm und dem Kind ist wie ausgelöscht. Mich packt die Sehnsucht nach dem Bildschnitzer und nun laufe ich davon . . . Wie ich nach Neuyork gekommen bin, das weiß nur Gott . . ."

Und wieder packt sie das Fieber, und wieder wird

sie ruhig und bittet mich, den Bruder zu suchen und ihm von der gemeinsamen Mutter zu erzählen. Was während ihrer körperlichen Gesundheit ihr verborgen war, dies Doppelleben, das überschaut sie nun klar in seiner Verschlingung.

Du hast oft mit mir von Deinem Glauben an ein früheres und an ein späteres Leben gesprochen, lieber Bruder Kilian; vielleicht ist der Erdenlauf unserer armen Mutter ein Beispiel dafür, wie dieses Leben sein könnte. Nur hat die Unglückliche es von Zeit zu Zeit in seiner entsetzlichen Form erkannt, indes wir Sterblichen von unserem Geschick vor dieser Zeit nichts mehr wissen.

Am neunten November ist sie verschieden, hebt zuvor noch die müde Hand und flüstert: „Kilian."

Das ist das Schicksal unserer Mutter gewesen, lieber Bruder. Und wenn sie Dir keine Liebe hat geben können, so frag den droben im Himmel nach den Gründen, ihr aber zürne nicht. Sie hat Dich geliebt wie mich; aber ihre Liebe zu Dir war in ihrem Unterbewußtsein verborgen. Großer Gott, wie entsetzlich wäre es, wenn einmal in jeder Menschenseele all die Liebe erwachte, die sie in den Jahrtausendmillionen Jahren gefühlt hat. Aber dereinst wird dies Erwachen geschehen, und

wer die größte Liebessumme aufweist, der wird eingehen zu Gott, zur wahren Liebe.

Ich suchte Dich auf und gewann Dich lieb. Aber ich schob meine Botschaft von Tag zu Tag hinaus; ich konnte nicht mit Dir davon sprechen. Und als ich reden wollte, war's zu spät. Da kamst Du mit Sabine Hand in Hand; ich gönnte Dir Dein Glück und fühlte doch etwas wie Neid. Ich erkannte, daß ich im Begriff war, Dir Dein Glück zu stehlen. Also ging ich. Heimlich hatte ich Sabinens Büste geschnitzt. Nehmt sie als letzten Gruß von mir! Ich habe Dein Weib verehrt in lauterster Reinheit. Von dem Augenblick an, da ich Euch beide auf den Rabenhof zukommen sah, kämpfte ich wider meine Neigung und habe gesiegt. Gott sei mit Euch und Euren Kindern! Werden wir uns wieder begegnen, so werden wir uns zwar nicht von früher her kennen, aber die Liebe wird uns einen.

Dein treuer Bruder
Harry Breitmann.

Da sitz ich nun, Kilian Kötzler, und starr noch einmal auf die seltsam verschlungenen Schriftzüge meines Bruders; noch einmal zieht all das Leid durch mein Inneres, ich kann das fürchterliche Ge-

schick meiner Mutter net begreifen und muß es doch glauben. Ich muß es glauben, besonders wenn ich an das dreimalige Erscheinen jener Frau am neunten und zehnten November Anno 66 mich erinnere, die niemand anders als meine Mutter gewesen ist. Und denk ich daran, wird mir so weich und wehmütig wohl ums Herz, wie manchmal an einem Sonntag im Herbst, wenn's rings um mich auf den Feldern still ist, die Marienfäden lautlos durch die warme Luft schweben und aus Himmel, Luft und Sonnenschein es mir zuraunt: Hinter dem allen steht die große Liebe, die Liebe, die auch dich dereinst umschließen wird. Aber net die Liebe in dem sogenannten Himmel . . .

Ich will nimmer grübeln, so sehr mich's lockt und das Geschick meiner Mutter mich beschäftigt. Mir muß genügen, daß ich an meine Mutter ohne Groll denken darf. Sie ist eine Welt für sich, wie ich eine solche bin. Aber sie hat von ihrer Welt noch in der Sterbestunde einen Strahl der Liebe zu meiner Welt herübergeschickt . . . über das Weltenmeer herüber . . . Mächtiger als die Natur ist die heilige, reine Liebe . . .

Sabine ist mit den Kindern noch bei mir gewesen, und hat in den Augen der Jungen wie

in denen meines Weibes ein Leuchten gelegen, als schauten sie noch den Kasperl und seine tollen Streiche. Rasch aber hat sich das verloren, und sie alle, Mutter und Kinder, haben mit einer respektvollen Scheu auf mich und meine Schreiberei geblickt und mitten in ihrem Durcheinanderschwatzen jäh innegehalten. Da hab ich gesagt: „Weib und Kinder, wär's net zu spät, müßt mir der Jörg eine Extrakasperltheatervorstellung geben, daß ich mich freilachen könnt."

Jubeln die Buben und das Mädchen und plärren durcheinander, bis ich sie zur Tür hinaus und in die Betten hineinjage, und sagt dann die Sabine, eh sie ihnen nachfolgt, zu mir: „Ich glaub, Kilian, es ist auch Elternpflicht, den Kindern das herzhafte Lachen beizubringen. Denn weißt, wenn sie's net daheim lernen, lernen sie's nimmermehr, und was einer draußen in der Welt vielleicht noch an Lachen sich aneignet, ist doch bloß ein armselig, leeres Grinsen."

Leg ich meinen Arm um die rundliche Hausfrau Sabine, seh ihr in die tiefen Blauaugen und sag: „Hast recht. Und ich will fortan, statt zu grübeln, lachen und schaffen, daß die Kinder, wenn ich einmal nicht mehr bin, mit Freuden an mich denken

sollen. Aber jetzt hurtig, Rabenbäurin! Hörst net, wie die Bande lärmt?"

Da eilt sie aus der Stuben, und ich sitz noch bis Mitternacht, rauche, schreibe, sinnier vor mich hin und hab die Gewißheit, daß das Leben was Herrliches ist, daß aber das Köstlichste noch in der Ferne auf uns wartet.

Und damit genug für heute und für manches kommende Jahr! Wenn in den nächsten Tagen unser Herbert nach Würzburg fährt, will ich mich net ohnnötig um ihn absorgen; der Bub kann lachen, das hat er von der Sabine, und den Teufel, wenn's gilt, zu ner Buckelrutschpartie einladen, das hat er von mir . . .

Am Neujahrstag des Jahres 1900. Einundzwanzig Jahre hab ich nix mehr geschrieben, sondern getagwerkt, mich abgesorgt, hab die Kinder raufwachsen sehen, hab mit ihnen und von ihnen gelernt, und nun, da ich in das fünfundsiebzigste Lebensjahr geh, gestern den Hof an meinen Herbert übergeben, der schon seit acht Jahren mit Frau und Kindern bei uns wohnt.

Noch fühl ich das Alter net viel, nur das Ge-

hör ist schwächer geworden. Dafür hör ich oft innerlich in mir seltsame Stimmen; will aber nix davon schreiben, dieweilen ich's auch net in Worten aussprechen könnt, was ich höre.

Da sitzt nun meine Sabine in dem Lehnstuhl der Ahndel am Ofen, strickt und guckt mit ihren immer noch fröhlichen Augen bald auf mich, bald auf den kleinen siebenjährigen Enkel, den Hans, der am Boden hockt und mit Bausteinen und Soldaten spielt. Sind eine Staffel höher gestiegen, die Kötzler: hat mein Herbert studiert, ist Doktor der Philosophie worden und dann ist er aus freiem Antrieb zu mir zurück, damit der Hof net emal in andere Hände kommt. Denn der Anton ist Arzt bei der Marine in Kiel, und der Hermann ist seit drei Jahren Ingenieur in China, unser Minchen aber sitzt als Professorsfrau in Straßburg. Haben einen gesunden Wurzelstock die Kötzler, und glaub ich, daß es so ums ganze deutsche Volk steht. „Wir sind net umzubringen", hat der Jörg gesagt; aber vor einem Jahr hat ihn der Gevatter Tod doch drunten in Waldtüren zur Ruhe gebracht, den guten, treuen Menschen. Doch lebt die neudeutsche Rass auf dem Rabenhof fröhlich weiter. Ich hab ihnen e paar Häuschen gebaut, und da grünt und blüht

unter der Zucht der Frau Friederike Wilhelmine die Jugend heran. Bloß zwei ihrer Söhne sind in der Fremde und sind preußische Unteroffiziere worden.

Ist gerade mein Herbert und sein Weib bei uns gewesen und haben uns um Rat gefragt, und wie sie von uns gegangen sind, die beiden Kinder, die großen, prächtigen Menschen, da hat die Sabine mich mit feuchten Augen angeguckt und dabei schalkhaft gesagt: „Na, macht sich der Kilian Kötzler keine Vorwürfe, daß er so e junges Ding wie mich geheiratet hat?"

Sag ich ernsthaft: „Ja."

Wird sie heiß und ruft: „Ich glaub gar!"

Sag ich: „Laß gut sein. Es tut mir nur leid, daß wir uns net noch emal wie damals drunten an der Weide finden und heiraten können."

Wird sie rot wie e Klatschrosen, strickt eifrig drauflos und sagt nach einer Weile ganz leise: „Da mußt schon warten, bis wir auf einer andern Welt uns wiedersehen . . . Möcht nur wissen, ob du dann auch so lang brauchst, bis du's merkst, wie's um mich steht . . ."

Sag ich: „Gut Ding will Weile."

Lacht sie und geht aus der Stuben, um der

Schwiegertochter e bißle zu helfen, und sitz ich also mit meinem Enkel, der still am Fußboden spielt, allein.

Mein Enkel und ich! Er soll mir auf und nieder ähnlich sehen, sagen alle Leute, auch die, die mir net schmeicheln wollen. Glaub's selbst. Aber innerlich, in der Seele, ob da die Ähnlichkeit auch vorhanden ist? Das glaub ich net. Denn mich hat's in dem Alter von meinem Enkel zur Natur gezogen, ich bin verträumt gewesen und stundenlang vor einer Blume gehockt, wie ein Marienkäfer am sonnigen Winterfenster. Mein Enkel weiß, was er will; in dem wirbelt's von Plänen und Entschlüssen; in dem arbeitet die Tatkraft, wie e Pumpwerk, das aus der Tiefe Wertvolles zutag schafft. Und doch sind wir eines Blutes . . .

O alter, alter Kilian Kötzler! Nun du weißhaarig bist worden, hast du dich bloß äußerlich gewandelt; innerlich, da bist du geblieben, der du gewesen. Und die Frage, die du vor vierunddreißig Jahren an den Anfang dieser Blätter gestellt hast, die mußt du noch einmal ans Ende stellen: Kenn ich mein Ich? Was ist mein Ich?

Aber ich will ja nimmer grübeln. Und doch, der Bub, der Enkel zwingt mich dazu.

Äußerlich, körperlich hat er mich beerbt, das fordern die Naturgesetze, vielleicht hat er auch manche Anlagen von mir erhalten; aber sein Ich ist urewig wie meines, unveränderlich, kann net vererbt worden und nix erben. Das ist freilich traurig, daß zwei Ich net zu einem einzigen verschmelzen können, auf Erden wenigstens, sondern zwei Welten für sich bilden, zwischen denen Leib und Seele vermittelnde Brücken zu bauen suchen; aber es ist auch was Gewaltiges, daß jeder Mensch so was Unverlierbares sein eigen nennt und durch Zeit und Raum trägt. Welten vergehen, aber unser Ich ist ewig . . .

Und diese Erkenntnis läßt mich ruhig in die Zukunft schauen, in der ich alles, was ich jetzt liebe, alles, was ich jetzt mein nenne, hinter mir lassen muß. Net Altersmüdigkeit, net Trauer werden mich anders denken machen.

Ich . . .

Da steht's: Ich . . . Ist noch naß die breite, dicke Schrift, daß sich mein langer weißer Bart, die Hakennase und das kleine Stubenfenster hinter mir mit dem Püppchen, das meine Enkelin dorthin gelegt hat, darin spiegeln.

Ich komme, ich gehe, ich lebe, ich sterbe. Aber ewig, unvertilgbar ist und bleibt mein Ich.

Und das soll mein Letztes sein, was ich hier schreibe. Habt Dank, Tinte, Feder, Papier, habt Dank, ihr alle, Sabine und ihr Kinder und ihr vielen Menschen, die ihr mir begegnet seid im Leben, ihr Wolken und Sonnenstrahlen, ihr Regengüsse und Schneeflocken, ihr guten Geister in der Tiefe des Hauses und ihr in dieser Stuben, ihr Waldtürener und Rabenhöfer. Habt alle Dank! Aber die Stunde wird kommen, wo mein Ich hinausfährt in andere Zeiten, andere Räume und nichts sie begleitet als die Liebe . . .

Und damit Punktum! Was mir noch beschieden ist, das will ich hinnehmen als eine Gabe für den Feierabend, so wie ein Mann, der sich ehrlich den Tag über geplagt hat, das bißchen Feierabendglück genießt . . .

Erster Augustsonntag 1914.

Hat sich mein lieber Vater zu euch dreien geflüchtet, Papier, Tinte, Feder, wenn ihm das Herz vor Weh oder Freude schier zerspringen wollte, so sei mein erstes Tun auf dem verwaisten Hof, daß auch ich euch mein Vertrauen entgegentrage . . .

Es steht mir der Stelzengangstil nicht an; dazu

bin ich, Dr. philosophiae Herbert Kötzler, nicht naiv genug und nicht entsprechend seelenruhig, um diesen Stil nachzubilden. Ich hab immer geredet, wie ich gedacht habe, und meistens in dem „neudeutschen Schnauzton“ und bin oft für herzlos gehalten worden. Ist nur eine Frage, ob der ein weicheres und besseres Herz besitzt, der es coram publico auf der Präsentierplatte zur Schau trägt oder es gleichsam unter Schloß und Riegel verwahrt hält. Ist mir übrigens auch gleich, was „man“ von meinem Herzen hält. „Man“ ist mir, mit Bismarck zu sprechen, ganz „wurscht“. Kein Mann bekümmert sich um das „Man“.

Niederschreiben aber muß ich, was mich heute bewegt, zumal ich nicht weiß, ob ich's noch jemals werde tun können. Welch furchtbarer Tag! Wie unbarmherzig heute der blaue Himmel, die glühende Sonne! Und in dieser Sommerpracht, da nimmt früh sieben Uhr mein Hans Abschied von uns, vielleicht für immer, weil der Wahnsinn unsere Widersacher befallen hat. Ich fahre den Jungen, der zur Beerdigung des Großvaters heimgekommen ist und telegraphisch in die Kaserne zurückgerufen wurde, zur Bahn. Wir reden nicht viel. Der Abschied von Großmutter, Mutter, Geschwistern hatte ihn

stille gemacht. Und drunten am Bahnhof nur ein Aug in Auge, ein Händedruck. „Halt dich brav, Hans! Vielleicht sehen wir uns im Feld. Ich muß übermorgen einrücken." Dann steigt er ein, nickt aus dem Fenster und sagt: „Fahr heim, Vater! Hast heut einen bösen Tag. Und Mutter soll sich nicht absorgen, sondern an das denken, was die Großmutter gestern abend gesagt hat."

Drück ich meinem Jungen noch einmal die Hand und geh durch das Bahnhofsgebäude zu meinem Wagen, seh mich nicht mehr um, wie der Zug unter dem Singen der Einberufenen hinausfährt, sondern treibe die Pferde an, um daheim nicht zu spät einzutreffen.

Aber mein Junge, hier kann ich's ja gestehen, mein Junge, der aus echtem Kötzler-Holz geschnitzt ist, er stand im Geiste vor mir, und während die Braunen den Berg hinaufliefen, redete ich mit ihm, hielt ich still Zwiesprache mit ihm und nahm noch einmal ernst und mit weinender Seele Abschied von ihm: Kehrst du zurück, mein Sohn, aus dem entsetzlichen Völkerkampfe, so will ich dich als neugeboren empfangen; denn der Tod wird nicht mehr die Heere zehnten, er wird sie niedermähen, wie unsere Mähmaschine die reifen Getreide-

felder. Und ich sollte damit rechnen, daß wir zwei, ich und du, seiner Sense entgehen könnten? So töricht hoffnungsvoll sind wir beide nicht; das las ich in deinen klaren, blauen Augen. Und daß du denkst wie ich, mein Junge, das ist der Trost, den ich aus dem niedergebeugten Kreis unserer Lieben mit mir nehme, wenn ich übermorgen als Reserveoffizier den Weg fahre, den du soeben fährst. Leb wohl, mein Junge!

Dann kam daheim ein zweiter Abschied. Vom Vater! Als träumte er noch einen letzten, den schönsten Traum, so ruhte der ehrwürdige Greis hier in dieser Stube in dem einfachen Sarg — und etwas wie verklärte, heimliche Freude lag auf seiner Stirn, und Zufriedenheit schmückte die Lippen.

Er war geistig und körperlich rüstig bis vor einigen Wochen, obwohl er fast das neunzigste Jahr erreicht hatte. Dann nahmen seine Kräfte ab; er saß still, aber in seinen Augen war immer ein Lächeln zu sehen. Er bekümmerte sich nicht mehr um Haus und Hof, nicht mehr um unsere politischen Gespräche. Man sah es ihm an, daß er uns verstand; aber seine Seele nahm nicht mehr teil, löste sich los von uns und unseren Sorgen.

Vor acht Tagen sagte er zu Mutter: „Nun geht's dem Kilian Kötzler wie dem Blatt am herbstlichen Baum ... welk ... welk ... Ein sanftes Scheiden, ein Einschlafen ..."

Und seitdem redete er fast nichts mehr. Aber er war, wenn auch schwach, doch bei Besinnung und saß am liebsten vor dem Haus im Lehnstuhl. Hier ist er auch verschieden, ohne Kampf.

Mutter stand bei ihm, der zu schlummern schien. Da schlug er die Augen zu ihr auf, lächelte, flüsterte zu ihr, die sich zu ihm niederbeugte: „Sabine ... drüben ..." und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Uns alle packte der Schmerz; nur Mutter blieb ruhig.

„Er ist zu neuem Leben eingeschlafen, der gute Vater," sagte sie. „Wozu jammern? Wir werden uns ja wiederfinden."

Das sagte sie zu uns, zu meinem Hans und des öfteren noch zu mir allein. „Wir werden uns wiederfinden!"

Welch herrliche Seele hat unser Herrgott doch meiner Mutter verliehen! Glaubensstark, ihre Überzeugung von einem Wiederfinden allen durch ihr ganzes Wesen verkündend, bewegte sie sich in diesen

schwersten Tagen unter uns. Sie klammert sich nicht an das Wiederfinden als an einen augenblicklichen Trost; sie ist von der Gewißheit völlig durchdrungen.

Wenn nur auch ich diese Gewißheit besäße und nicht beständig zwischen Zweifel und Hoffnung hin und her geworfen würde! Was gäbe ich darum, wenn ich den Glauben meines Hans hätte! O lieber Vater, dein Enkel ist dir näher verwandt, als du vermutetest, und hat mehr von deinem Ich geerbt, als du einmal dachtest. Vielleicht gibt mir der Krieg, in den ich ziehen muß, die Gewißheit, die mir die eigenen Eltern nicht zu geben vermochten ...

Drunten auf dem kleinen Friedhof von Waldtüren haben wir Vater ins Grab gesenkt. Ich weiß nicht, wie es uns ergehen wird; wie eine Last liegen die Sorgen um die Meinen und um das Vaterland auf mir ... Fast wird es mir weh ums Herz, und ich fühle etwas von Vaters weicher Stimmung in mir aufleben. Aber dagegen will und muß ich ankämpfen. Hart will ich sein, und nun, da ich eben die Feder wegzuwerfen entschlossen war, da klang's mir durch die Seele, wie eine starke, laute Stimme:

„Laß das Sorgen um dein Ich; jetzt sorge mit Millionen Brüdern dafür, daß das deutsche Völker-Ich nicht unterdrückt werde, sondern kräftig aufblühe! Denn das deutsche Völker-Ich kann und darf nicht zugrunde gehen."

Gott sei gedankt! Nun habe ich auch meinen Unsterblichkeitsglauben in der Brust, und denke ich an das Apostelamt, das meine liebe Mutter unter den verlassenen Meinen ausüben wird, so kann ich ruhig hinaus ins Feld ziehen.

Schlaf sanft, lieber Vater, und schirme dies Haus und alle seine Bewohner, du still forschender, herrlicher, du deutscher Kilian Kötzler!

Ende